

StuDeO

Studienwerk Deutsches Leben
in Ostasien e.V.



StuDeO – INFO



Juni 2015

Studienwerk Deutsches Leben in Ostasien e.V. (StuDeO)

Vereinssitz: München, VR 203729

侨居东亚生活资料集

Homepage: www.studeo-ostasiendeutsche.de

Gegründet wurde StuDeO als gemeinnütziger Verein 1992 von Ostasiendeutschen mit dem Ziel, die Verbindung mit Ostasien wachzuhalten, zurückblickend auf die eigenen Erinnerungen und offen für den ständigen Wandel. StuDeO hat sich die Aufgabe gestellt, die Kontakte zwischen den deutschsprachigen und asiatischen Kulturkreisen aufrechtzuerhalten, neue zu knüpfen und Zeitzugnisse zu sammeln, um sie für die Nachwelt zu bewahren und der Forschung zur Verfügung zu stellen.

Bitte unterstützen Sie unsere Arbeit und werden Sie Mitglied im StuDeO.

Jährliche Mitgliedsbeiträge, jeweils fällig im ersten Quartal des laufenden Jahres bzw. bei Beitritt innerhalb von drei Monaten

Mitgliedsbeitrag Einzelpersonen € 20; Ehepaare € 27; juristische Personen € 75

Vereinskonto Studienwerk Deutsches Leben in Ostasien (StuDeO)
Postbank Hannover, Konto-Nr. 7602 308, BLZ 250 100 30
IBAN DE63 2501 0030 0007 6023 08
BIC PBNKDEFF

Unsere **außereuropäischen** Mitglieder werden gebeten, Überweisungen und Schecks ebenfalls **nur in EURO** auszustellen und dabei die anfallenden Bankspesen zu berücksichtigen (siehe dazu Vereinsnachrichten S. 48).

Auf Überweisungen und Schecks, Inland und Ausland, bitte „Mitgliedsbeitrag“ oder „Spende“ vermerken und Absender angeben, ggf. den Namen des Mitglieds, für das überwiesen wird. Beiträge und Spenden sind steuerlich abzugsfähig, bis € 200 gilt der Bankbeleg als Nachweis. Für höhere Beträge stellt die Schatzmeisterin von selbst Spendenbescheinigungen aus.

Bitte richten Sie Ihre **Beitrittserklärung** schriftlich an Dr. Siems Siemssen.

StuDeO unterhält das von seinem Gründer hinterlassene **Wolfgang Müller-Haus** in Kreuth/Oberbayern. Es dient als Begegnungsstätte für Ostasienfreunde und birgt auch das Archiv und die Bibliothek. Wünsche, es zu besuchen, um dort zu recherchieren oder es als Ferienhaus zu mieten, richten Sie bitte an Dr. Ursula Fassnacht.

Impressum

HERAUSGEBER

REDAKTION

StuDeO-INFO
ISSN 1866-6434

Studienwerk
Deutsches Leben
in Ostasien e.V.
(StuDeO)

Ernst Dietrich Eckhardt †
Renate Jährling (kommissarisch)
Mitarbeit: Martina Böleck (s. S. 50)

Die StuDeO-INFOs erscheinen zweimal pro Jahr.
Redaktionsschluß jeweils 1. April / 1. Oktober

Bitte richten Sie Ihre Manuskripte an die Archiv-Sammelstelle in Eichenau z.Hd. von Renate Jährling. Durchsicht und eventuelle Kürzungen vorbehalten.

Titelbild – Ein Poster der Chinese Eastern Railway (CER, Ostchinesische Eisenbahn), Harbin 1923. Quelle: Sammlung Jerzy Czajewski, Szczecin/Stettin. – Siehe dazu die Titelgeschichte S. 3-7 und Abbildungen S. 51.

Vorstand

VORSITZENDER
Dr. Alexander Röhreke
Mauerkircherstraße 10

STELLV. VORSITZENDE
Hilke Veth

SCHATZMEISTERIN
Elke Meller

ARCHIV, BIBLIOTHEK,
SAMMELSTELLE
Renate Jährling

KONTAKTE JAPAN
Freya Eckhardt

WOLFGANG MÜLLER-
HAUS: VERWALTUNG
Dr. Ursula Fassnacht

SONDERAUFGABEN
Henning Blombach

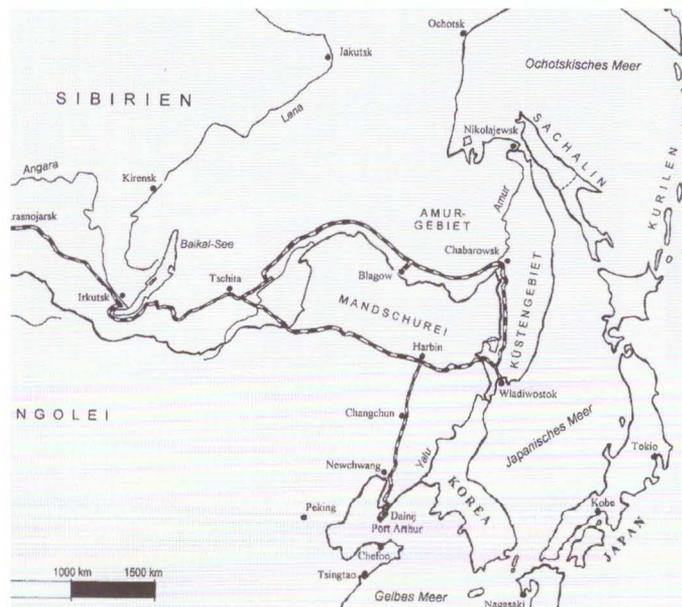
SONDERAUFGABEN
Dr. Siems Siemssen

Einige Skizzen über die Deutschen in Harbin und in der Mandschurei/Mandchukuo

1. Teil

Jerzy Czajewski (Szczecin/Stettin)

Quelle: Jerzy Czajewski: Few Sketches of Germans in Harbin and Manchuria/Manchukuo, 2014 (StuDeO-Archiv *2668). Übersetzung: Martina Bölck. Fotos: Sammlung Jerzy Czajewski.



Die von Rußland im Osten gebauten Eisenbahnstrecken, um 1916
Quelle: Lothar Deeg: Kunst & Albers Wladiwostok, Rückumschlag

Einführung: Jerzy Czajewski stammt aus einer russisch-polnischen Familie und wurde 1949 in Harbin geboren. Seine Mutter unterrichtete dort am polnischen Gymnasium, sein Vater war ein russischer Emigrant aus wohlhabender Familie. 1952 zog die Familie nach Stettin/Polen, wo es bereits seit 1949 eine größere Gruppe (ca. 150 Personen) Polen aus der Mandschurei gab. Czajewski wurde Bauingenieur und arbeitete auf Baustellen in Polen, Rußland, Deutschland und Irland als Bauleiter und Projektmanager. Seit 1988 ist er Mitglied und mittlerweile Vorsitzender des Harbiner Clubs in Stettin. Seit Anfang der 80er Jahre sammelt er Dokumente, die sich mit dem Leben der polnischen Gemeinde in der Mandschurei beschäftigen und hält den Kontakt zu ehemaligen Harbinern in der ganzen Welt. Seine umfangreiche Sammlung übergab er 2007 der Książnica Pomorska Bibliothek in Stettin. Sie bildet den Grundstock der dortigen Harbin-Abteilung. Im Moment ist Czajewski für die polnische Filiale der Deutschen Bahn beim Bau des Containerterminals am Stettiner Hafen tätig.

Als geborener Harbiner war ich immer an der lebenssprühenden, multinationalen Stadt interessiert, in der meine Eltern und Großeltern in einer fernen Mandschurei lebten. Offenbar waren auch die Deutschen ein leuchtender Teil in diesem farbenfrohen Mosaik aus Nationen und Volksgruppen, so oder ähnlich erinnern es Polen und Russen. Hier sind einige Erinnerungen und kurze Skizzen, die sich vor allem auf nicht-deutsche Quellen stützen. Sie geben nicht vor, das Thema vollständig abzudecken, aber ich hoffe, daß sie in dieser Form von Interesse sind, vielleicht auch für künftige Forschungen.

Protestanten in Harbin und die „deutsche“ Kirche

Die ersten Deutschen, die gegen Ende des 19. Jahrhunderts in der Mandschurei auftauchten, waren Angehörige des russischen Zarenreichs (Baltendeutsche). Sie waren entweder Bauleute bei der Ostchinesischen Eisenbahn (Chinese Eastern Railway, CER, Bauzeit 1897-1903)¹ oder Offiziere/Angestellte einer Spezial-

¹ Der Bau der russischen Sibirischen Eisenbahn begann 1891 in Wladiwostok am Japanischen Meer. Bis 1896 war die Strecke bis Chabarovsk fertig (sog. Ussuri Eisenbahn). Der Plan, sie durch das russische Amur-Gebiet weiterzuführen, wurde zurückgestellt. Statt dessen schloß Rußland im selben Jahr mit China einen auf 80 Jahre befristeten Pachtvertrag auf einen – die Strecke stark verkürzenden – Korridor durch die Mandschurei für den Bau und Betrieb einer Eisenbahnlinie von Wladiwostok über Harbin bis Tschita, die sog. Chinese Eastern Railway (CER, Ostchinesische Eisenbahn). Mit diesem Bau entstand aus dem kleinen Fischerdorf am Ufer des Sungari die russisch geprägte Großstadt Harbin, die zum zentralen Eisenbahnknotenpunkt wurde und wo die Hauptverwaltung der CER ihren Sitz nahm. Drei Jahre später schlossen die beiden Länder einen auf 25 Jahre angelegten Pachtvertrag für die Halbinsel Kwantung (Liaodong) ab und Rußland baute im Rahmen des Transsibirprojektes neben der Ostchinesischen Eisenbahn noch die Südmandschurische Bahn (Harbin – Changchun – Port Arthur/Lüshun). Der Betrieb auf diesen Teilabschnitten konnte – nach einer Unterbrechung durch den Boxerkrieg – 1903 aufgenommen werden. Quelle: Bodo Thöns: Die Transsibirische Eisenbahn. Die frühen Jahre 1900-1916 (Sutton-Verlag 2004).

einheit, des sogenannten Bahnschutzkorps und des „Hinter-Amur-Sondergrenzschutz-Korps“ unter Kommandant Oberst A. Gerngross. Einen weiteren Zustrom von Rußlanddeutschen gab es während des Russisch-Japanischen Krieges (1904-1905). Tausende von wolgadeutschen Bauern wurden damals von der russischen Armee eingezogen, die in der Mandschurei gegen die Japaner kämpfte.



Einweihung der Evangelisch-lutherischen Kirche 1905

Für sie [Volksdeutsche genannt] und andere Protestanten, wie Letten und Esten, wurde provisorisch die evangelisch-lutherische Kirche in einem damaligen Vorort von Harbin, dem sogenannten Korpusnyi Gorodok (Korps-Siedlung) erbaut, Seite an Seite mit der [russisch-]orthodoxen, katholischen und armenischen Kirche. Der erste Pastor der Kirche war Rev. Friedrich Schmidhel, sein Stellvertreter war ein Lette, Jan Drisul. (Sie stammten beide aus Riga, im damaligen russischen Livland.)² Nach dem Krieg wurden alle diese provisorischen Kirchen abgerissen und die Protestanten, die in Harbin geblieben waren, verloren ihr Gotteshaus. Der Gottesdienst wurde in gemieteten Räumen in der Handelsschule (Kommercheskoje Uchilishche), im Oksakovskij Lyzeum und nach 1911 in der privaten Mittelschule von Jan Drisul abgehalten, der selbst niedere pastorale Aufgaben übernahm. Für die Amtshandlungen, wie etwa die Konfirmation, wurde ein- oder zweimal im Jahr ein Pastor aus Wladiwostok hinzugezogen.

Die Öffnung von Harbin für den internationalen Handel 1908 führte zur Niederlassung ausländischer Konsulate und zu Handelsaktivitäten europäischer Kaufleute, auch aus Deutschland (Reichsdeutsche). Einige deutsche Unternehmen aus dem

² Das russische Gouvernement Livland (seit 1721) wurde nach Kriegsende 1918 die unabhängige Republik Lettland.

nahegelegenen Sibirien [und Wladiwostok], wie Kunst & Albers, zogen nach Harbin.³

1914 bewilligten die Behörden der Ostchinesischen Eisenbahn den Bau einer protestantischen Kirche auf einem Bauplatz in der Hauptstraße von Harbin, dem Grand Prospect (zwischen den Straßen Telinskaya und Mukdenskaya). Das Baukomitee wurde gegründet, geleitet von dem Ingenieur K. F. Ott. Eine unschätzbare Hilfe und Unterstützung für den Bau leistete General Alexander Reutt, damals Leiter der Eisenbahnbrigade, die in Harbin stationiert war. Die Bauarbeiten begannen 1915, nach dem Entwurf eines Russen, des Technikers Nikolai Nesterow, unter der Aufsicht des überaus produktiven Harbiner Architekten J. P. Schdanow. Wertvolle Dienste während des Baus erwies auch ein anderer Techniker lettisch-deutschen Ursprungs, Valentine K. Wels, der die Bauleitung übernahm. Er war ein sehr geselliger Mensch, der durch seine polnische Frau vorher bereits mit dem Bau der polnischen katholischen Kirche beauftragt worden war, und der sich aktiv an den Veranstaltungen der deutschen und polnischen Gemeinden beteiligte.



Die 1916 eingeweihte neue Kirche fast 100 Jahre später, sie wird heute international genutzt

Die feierliche Einweihung der [protestantischen] Kirche fand im Oktober 1916 statt. Der Gottesdienst wurde von dem Pastor aus Wladiwostok, dem Letten A. Lesta abgehalten. Aber es gab keinen regulären Gemeindepfarrer, bis die evangelisch-

³ Lt. Lothar Deeg „Kunst & Albers Wladiwostok“, wurde K&A 1864 in Wladiwostok gegründet – das erste deutsche Kaufhaus überhaupt – und in Harbin wurde bereits 1898 eine Niederlassung eröffnet (Zeittafel S. 312). Die Firma hatte viele Filialen in Fernost. Als die Bolschewiken Wladiwostok 1922 einnahmen, verlegte K&A seinen Geschäftsschwerpunkt nach China, 1925 wurde die Firma enteignet und schloß 1930/1931 in Wladiwostok (S. 314). Siehe auch Lothar Deeg (2011) in www.aktuell.ru/russland/reportagen/kunst_u_albers_deutsche_kaufhauskoenige_in_wladiwostok_176.html

lutherische Gemeinde 1924 Pastor Kastler einstellte.⁴ Vorsitzender des Kirchenvorstands war viele Jahre lang der seit der Gründung in Harbin ansässige J. P. [Johannes Peter] Wormsbecher. 1930 wurde Jan Drisul, während eines Besuchs in seiner Heimat Lettland, zum Pastor der Harbiner Kirche geweiht. Bis zur Ankunft des deutschen Pastors Hermann Rosin 1934 kümmerte er sich um alle Protestanten in Harbin: Litauer, Letten, Deutsche und Esten. Rosin übernahm dann die Deutschen und Drisul kümmerte sich um den Rest.⁵



Pastor Rosin mit Konfirmanden, Harbin 1938
Quelle: StuDeO-Fotothek P3304

Nachdem Rosin 1943 nach Deutschland zurückbeordert worden war (Nazi-Behörden warfen ihm „Rassenschande“, d.h. aktives Interesse an asiatischen Frauen vor),⁶ übernahm Drisul dessen Auf-

⁴ Karl (Charles) Kastler, 1874 im elsässischen Colmar geboren, Basler Mission, seit 1899 Chinamissionar, ab 1924 in Harbin (vgl. StuDeO-INFO April 2011, S. 37).

⁵ Pastor Rosin übernahm die neu gegründete „Reichsdeutsche Gruppe“ der „Evangelisch-lutherischen Kirchengemeinde“, deren Vorsitz Konsul August Balsler innehatte. Die sog. Volksdeutschen gehörten dazu. Pastor Kastler, der als Elsässer seit Kriegsende französischer Staatsbürger war, blieb in Harbin, missionierte unter den Einheimischen und hielt in seinem Privathaus Gottesdienste und andere pastorale Amtshandlungen ab. Lt. Wilma Baumberger (geb. 1931 in Harbin) blieben ihm manche treu, nahmen an seinen Hausgottesdiensten teil und unterstützten ihn, weil Kastler, seitdem er keine feste Anstellung hatte, ständig unter Geldsorgen litt.

⁶ Uns liegen keine offiziellen Begründungen für die Rückbeorderung vor. Rosin galt als Frauenheld mit einem besonderen Interesse an Asiatinnen. Deutsch-chinesische Liebesbeziehungen waren keine Seltenheit und wurden auch im Dritten Reich geduldet. Die Kombination SA-Mann (braune Uniform), Verhältnisse mit Asiatinnen und Pfarrer war aber womöglich für Harbin, wo das Nazitum besonders eifrig betrieben wurde, zuviel. Man kann also wohl von einer Strafversetzung an die Ostfront ausgehen, wo er 1944 fiel. Andererseits war er Lt. Baumberger nicht der einzige aus Harbin, der an die

gaben. Harbiner erinnern sich an Rosin als einen glühenden Nazi-Anhänger, der befremdlicherweise neben seiner Position als Pfarrer auch noch Führer der NSDAP-Ortsgruppe Harbin war, die das Leben der deutschen Gemeinde kontrollierte und sie von „fremden“ Elementen reinigte. (Ab 1934 waren keine Juden an der deutschen Hindenburg-Schule,⁷ die finanziell vom Auswärtigen Amt in Berlin unterstützt wurde, zugelassen).⁸

Eine der exzentrischsten Personen in Harbin war ein Baltendeutscher, ein gewisser Roger Baron von Budberg. Er wurde 1867 im russischen Livland geboren und war ein weithin bekannter Arzt und Geburtshelfer. Seine Frau war Chinesin und er war gewöhnlich auf chinesische Art gekleidet. Er war eine Art Vielgläubiger, sein Glauben umfaßte Protestantismus, Orthodoxie und Buddhismus. Nach seinem Abschluß an der Derpt Universität [in Estland] 1895 arbeitete er in einem Krankenhaus für Geburtshilfe und wurde Privatdozent. In Harbin war er seit 1906 als Polizei- und Gefängnisarzt der CER. Er wurde von den russischen Behörden gezwungen, in Harbin zu bleiben, weil er die für die Romanow-Prinzen unangenehmen Tatsachen enthüllt hatte, daß es während des Russisch-Japanischen Krieges Bestechung und Betrug mit den Geldern des Roten Kreuzes gegeben hatte. Er kannte die gesamte kriminelle Unterwelt von Harbin und nahm aktiv am Kampf gegen die Pest in Harbin (1910-1911 und 1921) teil. Von 1915-1916 wurde er unter dem Verdacht der Spionage für Deutschland verhaftet, aber schließlich freigelassen. Er starb 1926 und wurde unter der Anteilnahme vieler Harbiner aller Glaubensrichtungen nach den

Front gerufen wurde, nach dem Motto „wir brauchen jeden Mann“.

⁷ Hindenburg-Schule, Grundsteinlegung 13. August 1930, eine Realschule mit dreijähriger Vorschule und Kindergarten.

⁸ Lt. Wilma Baumberger wurden außerdem Engländer und Schüler anderer Nationalität nicht mehr an der Hindenburg-Schule geduldet, Chinesen ja. In anderen Teilen Chinas waren jüdisch-stämmige Schüler an den deutschen Schulen weiterhin zugelassen, zumindest in Peking und Tientsin (zu Tsingtau siehe S. 47). Hellmut Stern (geb. 1928 in Berlin), von 1938 bis 1949 Emigrant in Harbin, schreibt in „Saitensprünge“ S. 46: „Eingeschult wurde ich [1939] auf einer russisch-jüdischen Schule mit Namen ‚Talmud Thora‘.“ Der großen Gruppe der Emigranten in Shanghai wurde mit finanzieller Unterstützung Horace Kadoories und anderer wohlhabender eingessener Bagdadi-Juden im November 1939 die Shanghai Jewish Youth Association School (immer Kadoorie School genannt) eingerichtet, mit Unterrichtssprache Englisch (Quelle: Steve Hochstedt: Shanghai Geschichten. Die jüdische Flucht nach China, S. 112f.).

drei erwähnten Riten beerdigt. Er hinterließ seine Memoiren auf Russisch, gedruckt in Harbin – ein erfolgloser Pionier der europäisch-chinesischen kulturellen Verschmelzung.⁹

Deutsche Kaufleute, Experten, Techniker und Unternehmer in Harbin

Diese kamen schon ganz zu Beginn des Baus der Ostchinesischen Eisenbahn 1897 in die Mandschurei und beteiligen sich am Aufbau der Städte Dalny (Dairen, heute Dalian), Port Arthur (heute Lüshun) auf der Halbinsel Kwantung (Liaodong) und natürlich Harbin. Viele deutsche und österreichische Kaufleute und Spekulanten, die riesige Summen in langfristige Anleihen für den Ausbau der beiden Städte im Süden investiert hatten, waren nach der russischen Niederlage im Russisch-Japanischen Krieg 1904-1905 bankrott, da eine Rückzahlung der Gelder nicht mehr möglich war.¹⁰ Trotzdem strömten noch mehr Deutsche in die Mandschurei, nachdem Harbin 1908 für den internationalen Handel geöffnet worden war. [...] Die Repräsentanten der deutschen Hersteller von Maschinen, Haushaltsgeräten, Chemikalien, optischen Instrumenten und Rüstungsgütern hatten, ebenso wie der technische Kundendienst, ihre Büros vor allem im geschäftigen Handelsdistrikt Harbin-Pristan. In den 20er Jahren

sehen wir deutsche Geschäftsbetriebe, etwa Apotheken, wie die Boulevard Apotheke von L. Thomson, die Wagner-Apotheke, ein deutsches Großhandelshaus für Apothekenbedarf [gemeint ist vermutlich J. Mueller „Allg. Import, pharmazeuti-

sche Artikel“], außerdem zwei große Fleischverarbeitungsbetriebe von Gustav Opitz und R. Triebe.¹¹ Kleine Handelshäuser wie Benting & Brukk Co., Christian Holstein & Co., G. Preuss & Co., Kempner & Schweitzer & Co., Pott & Co., das Singer Nähmaschinen-geschäft, die Geschäftsstelle für industrielle Vermarktung von Gesko Trading Co. In



Boulevard Apotheke L. (Leonhard) Thomson, Mitarbeiter Erich Karlström



Das Kaufhaus Kunst & Albers bei der Überschwemmung in Harbin 1932

der renommierten Kitaiskaya-Straße, der Hauptgeschäftsstraße, waren größere Handelshäuser angesiedelt, wie z.B. das Kaufhaus Kunst & Albers, die Siemens-Schuckert Werke Filiale Harbin, Carlowitz & Co., die China Export-Import- und Bank-Co. A.G. (CEIBCO)¹² [...] Die meisten von ihnen konnten auf dem lokalen Markt konkurrieren, da sie Lagerräume unterhielten, in denen die Waren für den Vertrieb bereitlagen. Ihr Vorteil war sowohl die kurzfristige Lieferung von Waren aus Deutsch-

⁹ Von Budberg publizierte außerdem „Bilder aus der Zeit der Lungenpest-Epidemien in der Mandschurei 1910/1911 und 1922“.

¹⁰ Rußland versuchte in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts seinen Einfluß in der Mandschurei auszudehnen und geriet dadurch in Konflikt mit Japan, das von Korea aus ebenfalls in die Mandschurei vorstieß. Der Russisch-Japanische Krieg 1904-1905 endete mit einer Niederlage Rußlands. Der südliche Teil der Mandschurei war daraufhin unter dem Einfluß Japans, Rußland verlor seinen strategisch wichtigen Hafen Port Arthur an die Japaner.

¹¹ Reinhold Triebe war der Großvater mütterlicherseits von Wilma Baumberger geb. Eidenpenz. Als er 1915 früh starb, hinterließ er seine Frau mit fünf Kindern. Seine jüngste Tochter, Helene Sonntag, lebt heute 100-jährig in Australien.

¹² Die 1890 in Hamburg gegründete Firma CEIBCO führte lt. ADO von 1932 bis 1938 eine Filiale in Harbin.

land als auch die Einräumung von Krediten zu guten Konditionen. Eines der größten Lichtspielhäuser in der Stadt war das deutsch-japanische „Asia“, das die neuesten Filme aus Deutschland, Österreich und anderen europäischen Ländern zeigte (eine Weile auch Filme aus Polen).

Hier ein paar Beispiele für technische Qualitätsprodukte aus Deutschland, die nach Harbin eingeführt wurden: Die Siemens-Schuckert Werke wurde von den chinesischen städtischen Behörden 1927 mit dem Bau einer Straßenbahnlinie in der Stadt beauftragt, insgesamt 16 km Schienen und die Lieferung von



*Straßenbahn der Harbin Electric Company
geliefert von Siemens-Schuckert, s.a. Farbbild S. 51*

vierzehn Straßenbahnen.¹³ [...] Die Spezialmaschinen für die Sperrholz-Fabrik im alten Harbin, die dem „König der mandschurischen Wälder“, dem Polen Wladyslaw Kowalski gehörte, wurden Mitte der 20er Jahre durch das Deutsche Technische Büro in Harbin importiert. Vor allem sehr dünnes Sperrholz wurde in seiner Fabrik hergestellt und dann nach Deutschland verschifft, wo es in der Flugzeugindustrie verwendet wurde.



Chinesenstadt in Harbin-Fuchiatien

Die gesamte Fertigungslinie zur Gewinnung von Sojaöl aus Sojabohnen wurde Anfang der 30er Jahre von dem bekannten [Berliner Maschinenbau]-unternehmen Borsig im Fuchiatien Distrikt von Harbin aufgebaut. Sojabohnenkuchen als Tierfutter und Sojaöl für die Herstellung von Margarine waren wichtige Erzeugnisse, die in großen Mengen nach Deutschland exportiert wurden.

¹³ Der Großvater des Verfassers, Pavel N. Diachkoff, arbeitete jahrelang in der Harbinger Filiale von Siemens-Schuckert bis zu ihrer Abwicklung im Jahre 1934.

Gustav Opitz führte viele Jahre erfolgreich die größte Fleisch- und Wurstfabrik in der Nordmandschurei, die sich gegen Unternehmen aus Georgien und dem Kaukasus durchsetzen konnte. Kunst & Albers war ein heftiger Konkurrent des berühmten ursprünglich russischen, dann japanisch-deutschen Kaufhauses Churin [Tschurin]. Der Geschäftsführer des Churin Kaufhauses war während der japanischen Besatzung der Deutsche Emil Oskar Fütterer,¹⁴ der sich sehr zivilisiert und freundlich gegenüber den russischen / chinesischen / japanischen Angestellten benahm. Er war auch der Führer der NSDAP-Ortsgruppe Harbin,

nachdem H. Rosin 1943 nach Deutschland zurückbeordert worden war. Fütterer bevorzugte vor allem Ukrainer in seinem Geschäft, da die Deutschen planten, deren Landsleute, die in großer Zahl im sogenannten „Grünkeil“¹⁵ in der Ussuri Region der UdSSR an der Grenze zur Mandschurei lebten, als eine Art Fünfte Kolonne in den kommenden Gefechten mit den Sowjets zu benutzen. Emil Oskar Fütterer kam in den 30ern nach Harbin und machte das Kaufhaus Churin zu einem großen Unternehmen mit Filialen in ganz Manchukuo (Manzhouguo)¹⁶ und Japan.

Im zweiten Teil dieses Artikels, der im Dezember erscheinen wird, geht es um Baltendeutsche in der Ostchinesischen Eisenbahn, deutsche Flüchtlinge in der Mandschurei, die deutsche Gemeinde in Harbin und die polnisch-deutschen Beziehungen.

¹⁴ Emil Oskar Fütterer, schon seit Jahren in China tätig, ist ab ADO 1934-1935 als Kaufmann in Harbin gemeldet, ohne Angabe eines Arbeitsgebers, 1938 und 1939 zusätzlich als Stellv. Gemeindevorsteher. Das Kaufhaus Tschurin wird in den Firmenverzeichnissen der deutschen ADOs nicht genannt, wohl weil es zumindest bis 1939 keine deutsche Firma war (die ADOs erschienen von 1925 bis 1939, im Krieg wurden sie eingestellt).

¹⁵ Das Territorium am Ussuri zwischen Wladiwostok und Chabarowsk, in dem die Ukrainer dicht siedelten, hatte die Form eines Dreiecks. Heute sind die Ukrainer in dieser Gegend überwiegend russifiziert.

¹⁶ Nach dem sog. Mukden-Zwischenfall (eine von der japanischen Armee selbst inszenierte Bombenexplosion an der Südmandschurischen Eisenbahnlinie) besetzte Japan Ende 1931 die Mandschurei und errichtete am 1. März 1932 den Marionettenstaat Manchukuo.

Hermann Gipperich – Stationen eines Diplomaten in China

4. Teil: Hongkong von 1933 bis 1938

Quelle: Hermann Gipperich: Ein Leben in China. 1882-1946. Neubearbeitet und herausgegeben 2012 von seinem Enkel Gerd Walter Pröbß, Bonn (237 S.), StuDeO-Archiv 2688. Im folgenden Auszüge aus den Seiten 87-140, ausgewählt und kommentiert von Renate Jährling.

Vorgeschichte: Hermann Gipperich, geboren am 29. November 1882 in Shanghai, erhielt nach seinem Schulbesuch in Detmold ab 1898 eine kaufmännische Ausbildung bei Anz & Co. in Chefoo und arbeitete anschließend in der Firma seines Vaters in Tientsin. Dort trat er 1914 als Handelssachverständiger in den konsularischen Dienst ein. Nach der Kriegserklärung Chinas im Jahre 1917 mußte Gipperich wie alle deutschen Diplomaten China verlassen. Nach dem Ersten Weltkrieg kehrte er zurück, um als Legationssekretär in Peking tätig zu werden. Das Jahr 1924 brachte die Ernennung zum Konsul in Tsinanfu. Nach Zwischenstationen in Harbin, Shanghai, Hongkong (1928-1929) und erneut in Tsinanfu und Harbin wurde Gipperich im Jahre 1933 als damals Fünfzigjähriger zum Konsul in Hongkong berufen (ab 1936 Generalkonsul).

Heimatururlaub, Kontaktpflege und Dienst im Auswärtigen Amt

Am 2. Dezember [1931] waren wir in Berlin, wo ich wie gewöhnlich im Kaiserhof Unterkunft nahm. Während der nächsten zehn Tage lief ich die üblichen Runden auf den Treppen und Korridoren in den Gebäuden des Auswärtigen Amtes an der Wilhelmstraße auf und ab, um mich bei den hohen und höchsten Vorgesetzten zu melden und die Kollegen zu begrüßen. Darauf folgten Einladungen, die zu gelockerten Unterhaltungen Gelegenheit boten. Solch persönliche Fühlungnahme ist von unschätzbarem Wert. Anschließend war ich ein paar Tage in Hamburg, wo ich nicht nur Verwandte und Bekannte besuchte, sondern selbstverständlich auch die Büros der bekannten Ostasien-Firmen. [...] Fast der ganze Monat Mai wurde ausgefüllt von den Sprechstunden-Reisen durch deutsche Städte, denen sich jeder Leiter einer Auslandsbehörde in überseeischen Ländern unterziehen mußte. An jedem Platze war gewöhnlich ein einleitender Vortrag, anschließend Einzelsprechstunden und abschließend eine gesellige Zusammenkunft vorgesehen. Die Organisation lag in den Händen der jeweils zuständigen Außenhandelsstelle.

Im Auswärtigen Amt erfuhr ich, daß meine Rückreise nach China vorläufig aufgeschoben sei und ich im Ministerium beschäftigt werde. Hiermit war ich durchaus einverstanden, denn es war für mich wichtig zu lernen, wie die Dinge in der Zentrale angesehen und behandelt wurden, sowie auch Einfluß zu gewinnen und meine Anschauungen darzulegen. Also zunächst tat ich Dienst im China-Referat. Dieser Posten brachte mich in Verbindung mit jedem prominenten chinesischen Besucher, der in amtlichem Auftrag oder in privater Eigenschaft die Reichshauptstadt besuchte. [...] Im Januar 1933 kam der chinesische Finanzminister Kung Hsiang-hsi, ein Schwager Chiang Kai-sheks nach Berlin.¹ An den Veranstaltungen zu seinen Ehren nahm ich regelmäßig teil, wenn auch an bescheidener Stelle, und hatte schließlich noch den Auftrag, ihn bei seiner Abreise zum Bahnhof zu begleiten.

Im neuen Jahre erlebten wir aus unmittelbarer Nähe die folgenschweren Ereignisse im Zusammenhang mit den Siegen des Nationalsozialismus in Deutschland. Am Abend des 30. Januar 1933 sah ich dem historischen Fackelzuge zu, der eindrucksvoll und in guter Disziplin durch die Wilhelmstraße, Unter den Linden usw. zog. Den Reichstagsbrand [am 27. Februar] konnten wir aus nächster Nähe von unserer Pension am Reichstagsufer beobachten. Mit dem neuen Regime zog auch ins Auswärtige Amt viel Unruhe ein. Dieses wurde zwar nicht so schnell und so durchschüttelnd von dem Fieber ergriffen wie andere Ministerien, weil, wie man sagte, der Auswärtige Dienst für Hitler unheimlich war. Gründlich änderte sich das erst mit Ribbentrops Eintritt.²

Meine Einstellung zur NSDAP

An dieser Stelle ist es vielleicht angebracht, über meine Stellung zum Nationalsozialismus und zur NSDAP, die ja nun in stärkstem Maße das Geschehen in Deutschland und um Deutschland lenkte, einige Bemerkungen zu machen.

¹ Dr. Kung, ein Nachkomme von Konfuzius und damals einer der größten chinesischen Finanzmagnaten, war verheiratet mit der ältesten Soong-Tochter Eling, ihre Schwestern Chingling und Mayling mit den Staatsmännern Sun Yat-sen bzw. Chiang Kai-shek. Siehe: Emily Hahn: Chinas drei große Schwestern (1941).

² Joachim von Ribbentrop, von 1938 bis 1945 Reichsminister des Auswärtigen, bekleidete schon ab 1934 verschiedene einflußreiche außenpolitische Ämter.

Daß in der Führung in Deutschland die Fehler und Gewalttaten sich von Jahr zu Jahr mehrten, blieb weder mir noch meinen Kollegen im Auswärtigen Dienst verborgen. Ich – und ich spreche für den größten Teil meiner Kollegen – bemühte mich, im Bereiche meines beschränkten Wirkungskreises dem verderblichen Tun nach Möglichkeit entgegenzuwirken. Zum Mörder, zum Verräter, zum Deserteur fühlte ich mich nicht berufen. Deswegen habe ich mit allen Kräften an einer Besserung innerhalb der Gemeinschaft gearbeitet. Daß es mir nicht lag, Gewalt mit Gewalt zu begegnen, wozu mir übrigens gar nicht Gelegenheit gegeben war, ist mir später zum Vorwurf gemacht worden. In den sechs Jahren meiner Amtszeit in Hongkong von 1933 bis 1939 waren meine Auseinandersetzungen mit den örtlichen Vertretern der NSDAP oft genug unangenehm und unerfreulich; doch gelang es mir, einen offenen Bruch zwischen Behörde und Partei zu vermeiden. Ich will auch nicht mit meiner Anerkennung des mäßigen Einflusses, den der Landesgruppenleiter Lahrmann³ ausübte, zurückhalten. Als deutscher Konsul konnte ich mich damals nach meiner Auffassung grundsätzlich nur positiv zur NSDAP einstellen.

Es war mir schon vor und gleich nach dem 30. Januar 1933 [dem Tag der „Machtergreifung“] in Berlin nahegelegt worden, in die Partei einzutreten. Ich habe mich zu der Zeit nicht dazu entschließen können. Auch in Hongkong zögerte ich zunächst, stellte dann aber doch den Antrag und wurde 1936 Parteimitglied. An jedem Platze Ostasiens mit einer größeren deutschen Gemeinde, deren Männer mit wenigen Ausnahmen Parteigenossen waren, war kein anderer Weg möglich. Ging ich diesen Weg nicht, so isolierte ich mich und verlor den Zusammenhang mit den ansässigen Deutschen, wodurch [...] ich jeden Einfluß auf meine Landsleute verloren hätte. Wahrscheinlich aber hätte die Auslands-Organisation in Berlin dafür gesorgt, daß ich schleunigst durch einen strammen Parteimann ohne Auslandserfahrung ersetzt worden wäre.

Selbstverständlich teilten nicht alle Engländer, mit denen ich mich oft recht offen unterhielt, meinen, d.h. den deutschen Standpunkt. Mit besonderer Anerkennung und Dankbarkeit gedenke ich gern der einwandfreien Haltung des jeweiligen Gouverneurs in der Kronkolonie, wodurch selbstverständlich die übrigen hohen Beamten beeinflusst wurden und meine Stellung nicht unnötig erschwert wurde.

³ Siegfried Lahrmann (1885-1973), Kaufmann, 1912 nach Hongkong, britische Kriegsgefangenschaft. 1923 ging er für einige Jahre für die Fa. Siemssen & Krohn nach China. Ab 1930 in Shanghai, u.a. als Vertreter des Leipziger Messeamts. Ab 1934 Landesgruppenleiter der NSDAP in China.

Der Gouverneur auf der einen und der deutsche Konsul auf der anderen Seite waren sich bewußt, daß sie auf die Politik zwischen Berlin und London wenig Einfluß ausüben konnten, und zogen es deshalb vor, wenigstens auf diesem kleinen Gebiet alle unnötigen Spannungen auszuschalten.

In diese mit Zündstoff geladene Atmosphäre hatte die NSDAP ihre Ortsgruppe hineingestellt, die besonders in personeller Hinsicht völlig unzulänglich war. Wohl überall in Ostasien war es ein schwerer Nachteil für die Partei, daß sie keine Männer zur Verfügung hatte, die ihren Aufgaben gewachsen waren. Von Männern kleinen Formats wurde plötzlich verlangt, daß sie Führer des Deutschtums wurden, Führer klar blickender Kaufleute, namhafter Ärzte, tüchtiger Ingenieure usw. [...]

Es war zweifellos ein richtiger und guter Gedanke der Auslands-Organisation der NSDAP in Berlin, die Deutschen im Auslande straff zusammenzufassen und mit der Heimat zu verbinden. Das war aber in Ostasien von jeher geschehen unter der Leitung des Konsuls oder eines anderen angesehenen Mitglieds der deutschen Gemeinde, und die Methoden konnten jeweilig den örtlichen Verhältnissen angepaßt werden.

Ausreise über Harbin nach Hongkong

Nachdem meine Entsendung nach Hongkong feststand, rückte der Zeitpunkt meiner Wiederausreise nach dem Fernen Osten näher. Vorher konnte ich von Detmold und unseren beiden Kindern [Hertha und Gerhard] Abschied nehmen. Unsere Familie hatte sich inzwischen insofern vergrößert, als Fräulein Elise Schnasse, eine echte Lipperin, als Erzieherin für unsere kleine Gisela [6 Jahre alt] uns begleitete; sie ist uns eine ganze Reihe von Jahren eine treue und liebe Hausgenossin geblieben. Wir waren also zu vier Personen, als wir am 6. Juni 1933 abends vom Schlesischen Bahnhof in Berlin abreisten. Wir hatten den Weg über Sibirien gewählt, weil wir unseren Hausstand unverpackt in Harbin zurückgelassen hatten und den Umzug nach Hongkong persönlich in die Wege leiten wollten. Die Urkunde über meine Ernennung zum Konsul in Hongkong war vom 3. Juni 1933 datiert und trug die Unterschriften von Hindenburg und Frhr. von Neurath. Das englische Exequatur⁴ war von König Georg V. gezeichnet und vom britischen Außenminister gegengezeichnet.

Unsere nun schon oft durchexerzierte Reise über Sibirien begann normal und nicht unangenehmer als Reisen in der Sowjetunion in den Jahren über-

⁴ Die einem Konsul vom Empfangsstaat erteilte Erlaubnis zum Ausüben der konsularischen Funktionen innerhalb seines Konsularbezirks.

haupt waren. Am 11. Juni erlebten wir heftiges Schneetreiben und ungewöhnliche Kälte in der Nähe von Nowosibirsk. Dann aber wurden wir am 15. Juni um 6½ Uhr früh 70 km von der Grenze entfernt, bei Chara Nor, unfreiwillige Teilnehmer an dem Eisenbahnunfall, den unser einziger westländischer Mitreisender Peter Fleming in seinem Buche „One's Company. A Journey to China“ voller Humor beschreibt [deutsche Fassung: Mit mir allein. Eine Reise nach China]. Die Bremsen des Zuges, der aus sieben Wagen bestand, versagten. Sechs Wagen lagen oder standen schief neben dem Bahndamm; nur der letzte Wagen, in dem wir waren, blieb aufrecht auf den Schienen stehen. Ernstlich verletzt war niemand. In Harbin, wo wir wohlbehalten 24 Stunden später eintrafen, hatte die Presse bereits sensationelle Berichte über den Eisenbahnunfall veröffentlicht.

In der kurzen Zeit meiner Abwesenheit hatte Harbin sein Gesicht wesentlich verändert; überall drängte sich jetzt der japanische Einfluß in den



Der verunglückte Transsibirien-Expreß, 15. Juni 1933
Hinten links dampfend die Lokomotive
Quelle: Peter Fleming: Mit mir allein (1934), neben S. 32

Vordergrund, japanische Soldaten bestimmten das Straßenbild.⁵ Das nonchalante Auftreten der Russen war vor dem verkrampft-militärischen Auftreten der Japaner zurückgewichen. Die deutsche Kaufmannschaft fühlte sich unbehaglich, denn die Japaner wollten alle Geschäfte selbst machen.⁶ Aber in Harbin blieb ich diesmal nur vier Tage. Dann fuhr ich allein weiter nach Süden, während meine Frau die Arbeit des Packens und des Umzugs auf sich nehmen mußte. Am 26. Juni ging ich in Hongkong an Land. Meine Frau mit Gisela und Fräulein Schnasse kam auf der „Empress of Canada“ am 7. Juli nach.

⁵ Ende 1931 waren japanische Truppen in die Mandschurei eingefallen. Diese erhielt am 18. Februar 1932 unter dem Namen „Manchukuo“ formal die Unabhängigkeit, stand aber bis 1945 unter japanischer Aufsicht.

⁶ Einige Deutsche verließen daher die besetzten Gebiete der Mandschurei und ließen sich weiter südlich in China nieder.

Deutsche Gemeinde, Wirtschaftsinteressen

Der Deutsche Klub gab uns nach Ankunft meiner Familie einen Empfang, bei dem fast alle Deutschen anwesend waren. Ein paar Tage später, am 18. Juli 1933, mußte ich in denselben Klubräumen einen Vortrag über die Lage in Deutschland halten. In Hongkong waren damals ungefähr 200 erwachsene Deutsche ansässig. Mein Verhältnis zur deutschen Gemeinde ist durch alle Jahre ungetrübt geblieben, was gewiß nicht so sehr mein eigenes Verdienst als das meiner Frau war. Unsere Beziehungen zu den britischen Beamten und Offizieren ließen von Anfang an nichts zu wünschen übrig. In dem recht zahlreichen Konsularkorps war ich bereits bekannt und wurde als Kollege korrekt und freundlich aufgenommen. In der britischen Kronkolonie hatte das Konsularkorps natürlich weitaus nicht die Bedeutung, die es in China hatte. Nur bei zeremoniellen Anlässen trat es geschlossen auf.

Ich sah meine Aufgabe in allererster Linie in der Förderung der deutschen Wirtschaftsinteressen in Hongkong und Ostasien, die sich während meiner Hongkonger Zeit recht günstig entwickelten. Die deutschen Reedereien hatten ihren Ostasiendienst durch den Einsatz moderner Schiffe verstärkt, die für Fracht und Passage gern genutzt wurden. Der Norddeutsche Lloyd [NDL] hatte überdies einen eigenen Dienst zwischen Hongkong und den Südseeinseln eingerichtet, der auf der Rückfahrt hauptsächlich Kopra⁷ beförderte. Sehr bemerkenswert war die erfolgreiche Einschaltung Hongkongs in den deutschen Nachrichtendienst dieser Zeit. Hauptsächlich war es der Transocean-Dienst, der unter sei-

nem jungen, aber gewandten und aktiven Filialleiter William Lange einen unerwarteten Aufschwung nahm.

Die deutschen Handelsfirmen pflegten fast ausschließlich das Ein- und Ausfuhrgeschäft mit Südchina. Denn von den Lieferungen für die Kolonialregierung für Heer und Marine waren sie natürlich ausgeschlossen; Konsum und Produktion des winzigen Gebietes der Kronkolonie waren für den Außenhandel ohne Bedeutung. Die in Hongkong ansässigen deutschen Handelshäuser setzten sich in ähnlicher Weise zusammen wie in den Hafengebieten Chinas:

1. Zweigniederlassungen der deutschen Industrie wie DEFAG (I.G. Farben), Siemens u.v.m.
2. Zweigniederlassungen der großen Ostasienhäuser wie Carlowitz, Melchers, Siemssen usw.

⁷ Das getrocknete Kernfleisch von Kokosnüssen, aus dem Kokosöl gewonnen wird.

3. Firmen mit dem Hauptsitz in Hongkong, häufig mit Zweigniederlassungen im benachbarten Canton.

Beruflicher und privater Alltag in Hongkong



Besucher von der „Saarland“ im November 1933
Lotte Lautenschlager (2. v.li.) mit ihren Söhnen Hans Werner (li) u. Rolf Dieter auf der Durchreise nach Peking, dem neuen Dienort ihres Mannes an der Deutschen Gesandtschaft.
Links ein Mitpassagier, Konsul Hermann Gipperich, Agnes Gipperich (li), Elise Schnasse (ganz rechts), daneben Heti Götsche (Erzieherin der Jungen), vorne Gisela Gipperich

Gesellschaftliche Ereignisse traten in Hongkong stark in den Vordergrund und belebten das Bild ungemein, gehörten aber im Grunde ebenso zur Berufstätigkeit wie die stille unauffällige Arbeit im Büro des Konsulats an der Pedder Street. Hier wurden die Routine-Arbeiten erledigt, Berichte nach Berlin geschrieben, zahlreiche Anfragen aus Deutschland und allen Weltteilen beantwortet und immer wieder Besucher empfangen, deren Strom an manchen Tagen gar nicht abreißen wollte. Ebenso wie in Harbin war auch in Hongkong der Durchgangsverkehr außerordentlich rege. In den ersten Wochen traf ich des öftern mit dem vormaligen Staatssekretär Planck⁸ zusammen. Im August 1933 besuchte uns der katholische Theologieprofessor [Johann] Aufhauser, Verfasser einiger Bücher über das Missionswesen in Asien. Im September war unser Wohngast Professor [Ernst] Boerschmann,

⁸ Der deutsche Politiker und spätere Widerstandskämpfer Erwin Planck (1893-1945), ein Sohn von Max Planck (Nobelpreis für Physik 1918) und Staatssekretär unter Franz von Papen, wurde nach Hitlers Machtergreifung aus dem Staatsdienst entlassen und ging für ein Jahr nach Ostasien. Planck war an der Verschwörung vom 20. Juli 1944 beteiligt und wurde im Januar 1945 hingerichtet. Siehe: Astrid von Pufendorf: Die Plancks. Eine Familie zwischen Patriotismus und Widerstand (2006).

ein guter Kenner der chinesischen Baukunst, worüber er mehrere Werke geschrieben hat.

Bei einem Konsul sind die gesellschaftlichen Verpflichtungen ein Teil seines Dienstes, und zwar ein zeitraubender, denn er ist dadurch täglich 24 Stunden des Tages im Dienst. Trotzdem stand in Hongkong der anstrengende Bürodienst doch immer weitaus an erster Stelle. Bei drückendem Tropenwetter Tag für Tag Besuche empfangen, Berichte schreiben und sonstige Korrespondenz erledigen, Zwistigkeiten in der deutschen Gemeinde schlichten, bei den britischen Behörden intervenieren, die englischen und chinesischen Zeitungen beobachten und zu Richtigstellungen veranlassen – all dies und vieles mehr lief bei den täglichen Aufgaben unter. Es war mir eine Beruhigung, daß ich mich hierbei auf zwei erfahrene und zuverlässige Beamten stützen konnte, den Kanzler Gelewsky und den Konsulatssekretär Neidt, die beide schon früher mit mir zusammengearbeitet hatten [s. Verzeichnis S. 22]. Wenn in diesen Aufzeichnungen hauptsächlich die gesellschaftlichen Ereignisse erwähnt werden, so liefen daneben doch auch Unternehmungen anderer Art: Ausflüge zu Wasser und zu Lande, Tennismittags, Bridge-Spiele usw. An der schönen Repulse Bay hatten wir eine eigene Badehütte, wohin wir regelmäßig des Sonntagvormittags fahren und während des ganzen Jahres in dem klaren Wasser schwammen. Es war ein inhaltsreiches, zum Bersten gefülltes Leben.



Besondere Ereignisse 1934 bis 1937

Doch nun soll von einigen besonders hervorstechenden Erlebnissen in Hongkong in zeitlicher Reihenfolge erzählt werden. [...] Inzwischen hatte in Detmold unsere Tochter Hertha ihr Abitur bestanden und befand sich nun auf der Anreise zu ihren Eltern auf dem Hapag-Schiff „Kulmerland“.

⁹ Wegen der Fülle der auf insgesamt über 50 Seiten beschriebenen Ereignisse und Erlebnisse in den sechs Hongkonger Jahren konnte nur eine kleine Auswahl getroffen werden.

Ich war ihr bis Manila entgegengefahren. Am 9. Mai 1934 waren wir in Hongkong. Im Juni trafen mit der „Duisburg“ einige hochgestellte Deutsche auf der Durchreise ein: der neu ernannte Generalkonsul für Shanghai, Oberst Kriebel, der Militärberater der chinesischen Regierung General von Falkenhausen und der neue Generalkonsul für Canton, Dr. Altenburg. Alle waren sie mit ihren Ehefrauen am Abend zu Gast in unserem Hause. Kriebel war einer der frühesten Anhänger Hitlers gewesen [...], er starb enttäuscht vor Ende des zweiten Weltkriegs.¹⁰

In den Anfang des Monats August 1934 fiel der Tod des Reichspräsidenten von Hindenburg. Dem lokalen Brauche entsprechend veranstaltete ich einen Trauergottesdienst, wofür uns Deutschen die Union Church zur Verfügung gestellt worden war. Unter den Teilnehmern waren der Gouverneur Sir William Peel, die Mitglieder des Konsularkorps, des Legislative Council, des Executive Council usw. Auch außerhalb der amtlichen Kreise trug man viel aufrichtige Teilnahme an mich heran.



Die Schwestern Gisela und Hertha Gipperich, Hongkong 1934

Im Dezember nahmen die Vorbereitungen für das Weihnachtsfest einen breiten Raum ein. In unserem Hause freilich lag die damit verbundene Arbeit ganz überwiegend bei meiner Frau. Im Deutschen Klub wurde, wie später alljährlich, der Weihnachtsmarkt von den deutschen Frauen zu einem durchschlagenden Erfolg gestaltet. Besondere Liebe wandte meine Frau dem deutschen Krippenspiel zu, wofür die Union Church zur Verfügung gestellt worden war. Das Spiel gewann bei Wiederholungen in den folgenden Jahren immer mehr Interesse auch in englischen Kreisen. Heiligabend begingen wir schlicht und friedlich mit unseren beiden Töchtern in unserem Heim. Eine Kiefer oder eine Cunninghamia [Chinesische Spießtanne]

diente als Ersatz für den deutschen Weihnachtsbaum.

Am 15. Februar 1935 fuhr ich mit Frau und Tochter zum eben vollendeten Shingmun-Staudamm. Er war damals der höchste des eurasischen Festlandes. Das Wasserreservoir liegt in den Bergen auf dem Festlande. Durch eine Rohrleitung wurde das aufgestaute Wasser unter dem Hafen hindurch zu der Insel geführt. Die Insel Hongkong hat keine Quellen oder Brunnen. Das Regenwasser wurde [bisher] in mehreren Staubecken aufgefangen, die die wachsende Bevölkerung nur ganz unzulänglich mit Süßwasser versorgen konnten. In unserer hoch auf dem Peak gelegenen Wohnung reichte das Wasser an manchen Tagen eben zum Rasieren.

Die Hochzeit unserer Tochter Hertha mit dem Forstassessor Hermann Prölb sollte im Mai in Detmold sein. Nachdem ich erst zwei Jahre zuvor meinen Hongkonger Posten angetreten hatte, konnte ich mich für einen Heimaturlaub nicht freimachen, und so reisten meine Frau und Hertha am 5. März allein auf der „Isar“ ab. Die Ehe wurde am 15. Mai 1935 geschlossen und blieb während der sieben Jahre ihres Bestehens ungetrübt glücklich.¹¹

– Am 3. Juni nahm ich wieder an den üblichen Veranstaltungen zur Feier des Geburtstags des britischen Königs teil: 10 Uhr Truppenparade, 11.30 Empfang des Konsularkorps im Government House, 12.30 allgemeiner Empfang im Hongkong Klub, 21.30 Hofball im Government House. – Am 23. Juni kehrte meine Frau auf dem Dampfer „Scharnhorst“ nach Hongkong zurück.

Auf besondere Einladung waren wir am 25. Januar 1936 zu einem Gottesdienst von Pastor Reichelt nach dem T'ao feng shan hinausgefahren. Abgeschieden von dem lauten Getriebe der Stadt und des Hafens hatte der norwegische Pastor auf einem Berggipfel eine Stätte der Zurückgezogenheit für sich und Gleichgesinnte, meist skandinavische und chinesische Missionare, erbaut. Pastor Reichelt lebte in dem Gedanken, den Buddhismus in natürlicher Entwicklung zum Christentum hinüberzuleiten. Auf seiner Brust trug er das christliche Kreuz, getragen von der buddhistischen Lotosblume.

Aus Anlaß des Todes des britischen Königs Georg V. nahm das Konsularkorps geschlossen mit den hohen britischen Beamten und Offizieren und einer großen Trauergemeinde am 28. Januar 1936 an einem Trauergottesdienst in der anglikanischen Kathedrale teil. [...] Sein Tod störte in den folgenden Monaten recht fühlbar alle öffentlichen Veranstaltungen und offiziellen gesellschaftlichen Ereignis-

¹⁰ Hermann Kriebel (1876-1941), von 1929 bis 1933 Militärberater in China und von 1934 bis 1937 Generalkonsul in Shanghai.

¹¹ Aus der Ehe gingen drei Kinder hervor. Gipperichs Schwiegersohn Hermann Prölb fiel 1942 als Offizier vor Stalingrad.

se. Das beeinflusste leider auch in gewissem Umfange den Empfang des deutschen Kreuzers „Karlsruhe“, der vom 7. bis 17. Februar im Hafen lag. „Karlsruhe“ war das einzige deutsche Kriegsschiff, das zwischen den beiden Weltkriegen in Hongkong war. [Dennoch fanden die Mannschaft] und die Offiziere reichlich Gelegenheit, mit ihren britischen Kameraden und anderen Engländern gesellschaftlich zusammenzutreffen. Als der Kreuzer den Hafen verließ, durfte ich hoffen, daß hier ein weiteres Teilchen der deutsch-englischen Annäherungen verwirklicht worden war. [...]

Der deutsche Nationalfeiertag am 1. Mai sah mich wie gewöhnlich als Gastgeber in einem sehr zahlreich besuchten Empfang im Deutschen Klub, wo ich die übliche Ansprache hielt, auf die der Gouverneur freundliche Worte der Erwidmung sagte. Am Nachmittag war Kinderfest auf dem Klub-Grundstück in Kowloon und am Abend im Stadt-Klub ein Fest für die erwachsenen Deutschen.

Am 18. Juli 1936 fuhr ich hinaus zum Kaitak-Flugplatz, um wieder ein deutsches Junkersflugzeug zu begrüßen. Es war damals schon längst beabsichtigt, mit den Junkersflugzeugen der Eurasia-Gesellschaft, die mit deutschem Kapital, deutschem Personal und deutschem Material arbeitete, einen regelmäßigen Flugverkehr zwischen Hongkong und chinesischen Städten einzurichten. Ein Jahr später ist der Plan dann verwirklicht worden.¹²

– Im September traf die Urkunde, die meine Beförderung zum Generalkonsul enthielt, bei mir ein. Ohne daß Berlin mir davon Mitteilung gemacht hatte, war in dem Haushaltsplan für das Jahr 1936/1937 die Erhebung der Behörde in Hongkong zum Generalkonsulat vorgesehen und bewilligt worden. Die Urkunde war vom 2. Juli 1936 datiert und trug die Unterschriften von Hitler und Frhr. von Neurath.

¹² Eröffnung eines regelmäßigen Flugdienstes der Eurasia zwischen Hongkong und Peking am 29. Juni 1937.

Zum Herbst 1936 wurde mir der übliche sechsmo-
natige Heimaturlaub bewilligt. [Im Auswärtigen
Amt in Berlin wurde mir im Februar 1937] das
Angebot gemacht, als Vortragender Legationsrat
im Auswärtigen Amt zu bleiben. Ich lehnte ab und
sagte, ich sei lieber Generalkonsul in Hongkong.



*Eine Ju 52 auf dem Kaitak-Flugplatz von Hongkong
Quelle: Morgenstern/Plath: Eurasia Aviation Co.
Junkers & Lufthansa in China 1931-1943, S. 33*



*Die „Gneisenau“ im Hafen von Hongkong, Sommer 1937
Quelle: StuDeO-Fotothek P5569*

Dieser Entschluß war gewiß von weittragender Bedeutung für mein ganzes weiteres Leben. Ob ich richtig gehandelt habe, weiß ich heute noch nicht; wohlwollende Freunde hielten mich für einen Toren. Nur Herr [Ernst] von Weizsäcker, der aber bald darauf [im April] selbst den Posten des Staatssekretärs im Amt annahm, meinte, das ich recht getan hätte: Das Auswärtige Amt dürfe jetzt nur den geformten Ton in den Ofen schieben, geformt aber würde er woanders, womit er auf die eigenmächtige Politik Ribbentrops und Hitlers anspielte. [Als am 27. April 1937] Gerhard mich in Freiburg zum Bahnhof begleitete, von wo ich allein nach Genua abfuhr, konnte ich nicht ahnen, daß ich nun meinen einzigen Sohn zum letzten Mal gesehen hatte.¹³

Hongkong 1937 und 1938

In Hongkong begann nun in einer immer drückender werdenden politischen Atmosphäre wieder meine gewohnte Tätigkeit. Von den britischen Behörden wurde ich mit derselben Zuvorkommenheit wie früher behandelt, und gesellschaftlich begegnete man meiner Frau und mir mit betonter Freundlichkeit. Am 1. September 1937 lief der NDL-Dampfer „Gneisenau“ von Norden kommend fahrplanmäßig den Hafen von Hongkong an. Diesmal aber brachte er ungewöhnliche Gäste aus Shanghai mit. In und um Shanghai hatten heftige Kämpfe zwischen chinesischen und japanischen Truppen getobt [vom 11. August bis 8. November], wobei erhebliche Teile der Stadt zerstört worden waren. Der Handelsverkehr war gestört, und eine größere Anzahl Deutscher erwerbslos geworden.

¹³ Sein Sohn Gerhard starb 1942 in Kiew an Flecktyphus.

Sie sollten nun entweder in Hongkong Sicherheit finden oder auf der „Gneisenau“ nach Deutschland heimkehren können.

Taifun-Warnungen hatten das Schiff schon bei seiner Einfahrt begrüßt. In der Nacht zum 2. September brach über Hongkong der schwerste Taifun los, den ich je erlebt habe [Spitzengeschwindigkeiten des Sturms bis zu 270 Stundenkilometer]. Der Verlust an Menschenleben und Gebäuden war ungeheuerlich. Hunderte von Fischerbooten auf hoher See wurden zerschmettert, eine Flutwelle drängte die seichten Meeresbuchten hinauf und erfaßte Hunderte von Anwohnern. Über hundert Ozeandampfer lagen in der Nacht im Hafen, von denen mehr als ein Viertel auf Land geworfen wurden. Der Erste Offizier der „Gneisenau“ erzählte mir später, daß sein Schiff an zwei Ankerketten lag und außerdem mit etwa 17 Knoten gegen den Wind dampfte, trotzdem aber einen halben Kilometer abgetrieben wurde. Der große japanische Passagierdampfer „Asama Maru“ wurde so unglücklich auf Felsen geschleudert, daß er erst nach einem halben Jahr wieder flottgemacht werden konnte.¹⁴ In meiner Wohnung auf dem Peak schloß ich in der Nacht kein Auge.¹⁵ Fenster und Türen wurden mit schweren Holzläden, den sogenannten „typhoon shutters“ gesichert, die durch schwere Balken gehalten wurden, die in die Hauswand eingelassen waren. Aber bald wurde durch die Gewalt des Sturms ein Fenster mit dem gesamten Fensterahmen und Fensterladen herausgerissen, und dann war natürlich kein Halten mehr. Ein Zimmer nach dem andern mußte ich preisgeben.

Am 6. September 1937 lief die „Gneisenau“ mit ihren schwergeprüften Fahrgästen aus dem Hafen von Hongkong aus.

Das Jahr 1938 brachte wenig Veränderung in unserer Lebensweise. [...] Auch unabhängig von mir entfaltete meine Frau eine rege gesellschaftliche Tätigkeit in den Kreisen der englischen Damen. Sie wurde überall hinzugezogen und war gern gesehen. Regelmäßige Bridge-Zusammenkünfte, „Lady Tiffins“, an denen die Männer, die drunten in der Stadt ihrer Arbeit nachgingen, nicht teilnahmen, „German Mornings“, an denen meine Frau einen kleineren Kreis englischer Damen mit der deutschen Sprache und Literatur bekannt machte. Auf diese Weise entstand ein sehr angenehmes freundschaftliches Vertrauensverhältnis

¹⁴ Die „Asama Maru“ ist bei den Ostasiendeutschen sehr bekannt, weil der Dampfer im Juni 1941 deutsche Flüchtlinge aus Niederländisch-Indien nach Shanghai und Kobe brachte.

¹⁵ Seine Familie, damals noch in Deutschland, traf am 17. November wieder in Hongkong ein.

zwischen uns und unserer Umwelt in Hongkong. Für meine Frau und mich war es eine bittere Enttäuschung, daß diese mit soviel Sorgfalt und Liebe aufgebauten Beziehungen [...] schließlich zerstört wurden.

[In die Monate April bis Juli 1938] fiel die schroffe und beleidigende Abberufung der deutschen Militärberater bei der chinesischen Regierung durch die Hitler-Regierung. Vor einigen Jahren hatten die deutsche Botschaft und wohl sämtliche Konsularvertretungen aus politischen Gründen Bedenken gegen die Aussendung der deutschen Offiziere nach China geäußert.¹⁶ Jetzt aber waren die amtlichen Vertretungen ebenso einmütig in der Ablehnung ihrer Abberufung. [...]

Mitte Mai 1938 fand auch das denkwürdige Hongkonger Treffen der Deutschen Botschafter in China und Japan statt,¹⁷ wobei der vergebliche Versuch gemacht wurde, die Meinungsverschiedenheiten über das deutsche Verhältnis zu den beiden großen ostasiatischen Reichen auszugleichen. In Berlin aber hatte die deutsche Regierung längst die deutschen Interessen in China beiseite geschoben und uneingeschränkt auf die japanische Karte gesetzt. Seit kurzem bekleidete ich auch den Posten eines Deutschen Konsuls in der portugiesischen Kolonie Macau, wo die deutschen Interessen verhältnismäßig geringfügig waren.

[Als wir von einem Erholungsurlaub in Japan] am 22. September 1938 in Hongkong eintrafen, hatte sich die Stimmung infolge der kritischen politischen Lage in Europa merklich verschlechtert. Es waren spannungsgeladene Tage, die nun folgten, bis sich Ende des Monats durch das Abkommen in München der Druck löste und frühere Verhältnisse wenigstens äußerlich wieder einstellten. Die amtlichen britischen Stellen hatten offensichtlich alle Vorbereitungen für den Kriegsfall getroffen. Als die Krise dann vorübergegangen war, erhielt ich mündlich und schriftlich zahlreiche Äußerungen aus englischen Kreisen, die ihrer Freude darüber Ausdruck gaben, daß die Gefahr eines Krieges zwischen Deutschland und England – wie es schien – abgewendet worden war. Diese Kundgebungen waren mir ein willkommener neuer Beweis, daß meine Bemühungen um ein freundschaftliches Verhältnis innerhalb meines Amtsbezirks einen tiefgehenden Erfolg erzielt hatten.

¹⁶ Siehe Bernd Martin (Hrsg.): Die deutsche Berater-schaft in China 1927-1938 (1981).

¹⁷ Oskar Trautmann, Gesandter/Botschafter in China seit 1931, abberufen Ende Juni 1938, und Eugen Ott, Botschafter in Japan ab 8. März 1938 bis zu seiner Abberufung am 23. November 1942.

Als Lehrer an die Deutsche Schule Peking Die Anreise mit der Bahn von Dairen nach Peking im Februar 1938

Gottfried Weiß

Quelle: Gottfried Weiß: Tagebuch I vom 19.8.1937 bis 18.2.1939. Die Reise nach Peking, 70 S., StuDeO-Archiv *1626. Auszüge aus S. 65-70, leicht gekürzt.

Einführung: Studienassessor Dr. Gottfried Weiß, geboren 1911 in Arzberg/Oberfranken, wollte schon als Schüler Lehrer werden. Er studierte Mathematik und Physik in Königsberg und München und schloß sein Studium 1937 mit der Promotion ab. Seine Reiselust war schon damals erkennbar. Im August 1937 bewarb er sich im Auswärtigen Amt Berlin um eine Auslandsstelle. „Ich fahre im September nach Peking! Es schreiben zwar die Zeitungen viel über die Raufereien zwischen China und Japan.¹ Aber wann haben die dort drüben schon jemals aufgehört? Was werden meine Eltern zu meinem für die Kleinstadt Arzberg doch phantastisch anmutenden Plan sagen?“ (Eintrag 19.8.1937)

Als sich die Abreise verzögert, ist er sehr enttäuscht: „Das HAPAG-Reisebüro teilte mir mit, daß das Auswärtige Amt Berlin die Schiffskarte Genua-Shanghai zurückgezogen habe. Was soll jetzt das chinesische Einreisevisum in meinem Paß, was sollen meine englischen Studien, was soll ich jetzt mit dem erst kürzlich gekauften Lehrbuch der nordchinesischen Umgangssprache anfangen? Alle Pläne sind zerschlagen. Es hat den Anschein, als ob meine Berufspläne absolut nicht mehr klappen wollen, seit ich mich im Frühjahr dieses Jahres freiwillig aus dem deutschen Schuldienst zurückgezogen habe.“ (4. September)

Am 27. November 1937 konnte Weiß in Genua dann doch eine Kabine auf der „Duisburg“ beziehen. Das Schiff hatte etwa 30 Passagiere an Bord. Eine Schiffspanne im Roten Meer verzögerte seine Ankunft in Peking ein weiteres Mal. Die „Duisburg“ mußte umkehren, denn „in Suez gab es damals eine kleine Schiffswerft und ein Trockendock und dort sollte die Reparatur durchgeführt werden.“ (9. Dezember). Die Wartezeit verlief abwechslungsreich und interessant in der Gesellschaft der Mitpassagiere und mit Besichtigungen. Selbst eine

Fahrt zu den Pyramiden war möglich. Am 29. Dezember konnte die „Duisburg“ ihre Fahrt fortsetzen. Am 2. Februar 1938 legte sie in Dairen [Dalian, Dalny] in der Südmandschurei an, das damals japanisch besetzt war.

In den nachfolgenden drei Auszügen aus seinem „Tagebuch I“ beschreibt Dr. Weiß, erfüllt von Erwartungen und Vorfreude, die Weiterreise mit der Bahn ab Dairen bis zu seiner zukünftigen Wirkungsstätte. Die Mitpassagierin Maria von Baranoff, die ihn bis Peking begleitete, war seit 1933 Lyceallehrerin an der Deutschen Schule. Die Schule zählte im Schuljahr 1937/38 nur 46, 1938/39 gar nur noch 40 Schüler, verteilt auf neun Klassen und den Kindergarten. Die Schülerzahl sank seit dem Sommer 1937 kontinuierlich, weil viele Deutsche sich Sorgen machten wegen der japanischen Kriegspläne in China und deshalb das Land verließen. Peking war am 8. August 1937 (kampflos) besetzt worden.

Weiß sollte die naturwissenschaftlichen Fächer des vormaligen Schulleiters Dr. Salkowsky übernehmen. Als dessen Nachfolger Dr. Karl Gruber ebenfalls ging, wurde Dr. Weiß im Juni 1938 das Amt des Schulleiters übertragen. Zur selben Zeit verabschiedeten sich obendrein Frau von Baranoff und mit ihr Frau Sprössig, die in der Grundschule unterrichtet hatte und den Kindergarten leitete.² Allein der Latein- und Religionsunterricht, den der Pastor der deutschen Kirche, Hellmut Lehmann, erteilte, war nicht gefährdet. Das war die schwierige Lage an der Deutschen Schule Peking, die der junge Lehrer vorfand und im ersten Jahr bewältigen mußte.

Abfahrt von Dairen nach Mukden, 5. Februar 1938

Im Eiltempo ging es zurück zum Hotel. Dort waren inzwischen beinahe alle Bekannte von der „Duisburg“ erschienen, um die Chinafahrer bis an die Bahn begleiten zu können. Zu den alten Bekannten gesellten sich als neue noch Herr von Tröbst mit Frau Gemahlin sowie Herr Ammrein und Frau von Scheven vom Konsulat. So groß hatten wir drei – Frau von Baranoff mit ihrer Tochter und ich – uns

¹ Am 7. Juli 1937 inszenierten japanische Truppen an der Marco Polo-Brücke (Lugouqiao) bei Peking eine Schießerei, die den Vorwand für die Besetzung Chinas lieferte und den Chinesisch-Japanischen Krieg 1937-1945 einleitete.

² Vgl. Deutsche Schule Peking. Kindergarten, Grundschule und 5-klassige Oberschule. Bericht über die Schuljahre 1936/37, 1937/38 und 1938/39, erstattet vom Schulleiter Dr. Weiß, Peking 1939.

das Abschiedsgefolge nie und nimmer vorgestellt. Trotz aller Freude über diese große Aufmerksamkeit war aber höchste Eile geboten. Frau von Baranoff aber meinte, es wäre noch Zeit genug, obwohl der Zug mittlerweile schon in knapp 30 Minuten fahren würde. Glücklicherweise wurde an der Bahnsperrung entgegen den Dienstvorschriften der dort stationierten Polizei unser Gepäck nicht durchsucht, da Herr Schumann seinen Diplomatentaß vorzeigte³

Am Bahnsteig direkt vor dem Zug herrschte bereits die Ruhe des Abfahrtsmoments; alle Türen der Wagen waren schon geschlossen, als die große Gruppe der Europäer nicht gerade leise erschien. Alle halfen in der Eile beim Einsteigen mit: Das Handgepäck wurde schnell in den Wagen gereicht, die größeren Koffer trugen unsere Helfer nach vorn zum Gepäckwagen. Herr Ammrein vom Konsulat drängte sich durch die Gruppe hindurch. Er hielt eine lange Rolle und eine Handvoll dicker Briefe hoch. Das sei Kurierpost, rief er mir zu, und drückte mir, ungeachtet meiner Überraschung, den Papierwust in die Arme. In Mukden [Shenyang] würden zwei deutsche Herren am Zug erscheinen und sich ausweisen. Ihnen sei dieses Gepäck wieder auszuhändigen. Mir fiel ein, daß ich vor etwa einem Jahr in Deutschland einen Film „Der Kurier des Zaren“ gesehen hatte, in dem die aufregende und gefährliche Tätigkeit dieses Berufes gezeigt worden war. Nun war ich selbst ein solcher Kurier. So einfach und schnell war das also gegangen.

Händeschütteln überall; der Zug setzte sich langsam in Bewegung. Frau von Baranoff war mit ihrer Kleinen schon im Wagen, aber ich hing noch mit einer Hand außen an der Stange, die zu den Trittbrettern hinaufführte. Mit der anderen Hand rechnete ich noch mit Lao Tschu ab,⁴ der neben dem Zug herlief. Im Inneren des Wagens, der bis auf den letzten Platz besetzt war, herrschte drangvolle Enge. Die meisten Fahrgäste waren Japaner. Sie hatten alle viel Gepäck, entweder Lederkoffer oder

³ Hans von Tröbst (Schriftleiter und Journalist am Deutschen Konsulat Dairen) und Frau Octaviana, Herr Ammrein (unbekannt), Agatha von Scheven (Stenotypistin), Edmund Schumann (Konsulatssekretär, Passagier auf der „Duisburg“).

⁴ Weiß, S. 64: „Lao Tschu [der junge Diener im Hause von Tröbst] wurde die Obhut über die zu transportierenden Gepäckstücke übertragen. Er sollte die Fahrkarten nach Mukden und weiter nach Peking kaufen und Schlafwagenplätze belegen, er sollte bei den japanischen Behörden die Visa einholen und überhaupt alles erledigen, was für die Bahnreise nötig sei. Lao Tschu lächelte das Lächeln des Fernen Osten, entfernte sich mit einer kleinen Verbeugung und erfüllte die vielen Aufträge in kurzer Zeit auf das Gewissenhafteste.“

große Tuchbündel, die kaum durch die Wagentüre paßten. Wir drei Europäer fanden erst nach langem Umgruppieren Platz. Bis wir endlich Zeit fanden, uns auszuruhen und einen Blick auf die draußen vorbeiziehende Landschaft zu werfen, war die Dämmerung hereingebrochen. Mich bedrückte es, daß ich durch eine Landschaft fuhr, die ich mir ganz und gar nicht vorstellen konnte. Jetzt erst wurde mir voll bewußt, daß ich weit, weit weg von der Heimat in einem fremden Land war. Alles war fremd: Die Gesichter der Menschen um mich herum, die Stationsnamen, die draußen beim Halten des Zuges ausgerufen wurden. Trotz der vielen Reisenden im Abteil war es ganz still. Jeder saß brav und fast unbeweglich auf seinem Platz, nicht einmal die kleinen Kinder schrien. Monoton klang das Rollen der Räder. Nur dort vorne, wo der japanische Schaffner mit seinem Gehilfen, beide mit weißen Handschuhen, die Fahrkarten kontrollierte und sie nach genauer Durchsicht mit einem höflichen „Arigato godsaimasu!“ (Verbindlichen Dank!) und tiefer Verbeugung zurückgab, bewegten sich die Gestalten ein wenig.

Allmählich überkam mich das Gefühl der Verantwortung eines Familienvaters. Frau von Baranoff bat mich, ihr umfangreiches Kleingepäck ja recht gut zu verstauen, daß nichts wieder aus dem Gepäcknetz fallen konnte. Die kleine Maiko [Vornamen unklar] fragte nach einer halben Stunde Fahrt, ob nicht Peking bald käme. Sie wiederholte ihre Frage mit einer Hartnäckigkeit, wie sie nur Kinder aufbringen. Es war ein Glück, daß sie noch keinen zeitlichen Begriff dafür hatte, wie lange 25 oder 26 Stunden Schnellzugsfahrt, die noch bis zu unserem Ziel vergehen mußten, waren. Schließlich hatte ich noch die Kurierpost bei mir und ließ sie nicht aus meinen Händen. Sie war mir beinahe wichtiger als die eigenen Koffer.

Im Zug von Mukden nach Tientsin

Der Zug lief zur mitternächtlichen Stunde auf dem Bahnhof in Mukden ein. Aber keiner der beiden deutschen Herren, die meine Kurierpost in Empfang nehmen sollten, war zu sehen. Dafür stand auf dem Bahnsteig ein großer, stämmiger Chinese; als äußeres Kennzeichen trug er die Portiersmütze des deutschen Hotels „Keining“ in Mukden. Er sprach leidlich Deutsch und überbrachte für uns drei die Karten für die Weiterfahrt nach Peking, die uns sowohl zur Benutzung der 1. statt der bisherigen 2. Klasse und des Schlafwagens berechtigten. Die Organisation unserer Reise hatte durch das Dairener Konsulat also besser geklappt als die Weiterbeförderung des Kuriergepäcks. Ich hatte keine andere Möglichkeit, als dem chinesischen Portier die dicke Rolle und die Briefe mit der Bitte um Weiter-

gabe an das Deutsche Konsulat Mukden auszuhändigen. Als ich dafür eine kurze Quittung verlangte, zog der Mann aus einer seiner Taschen einen Fetzen Papier, ein Glück, daß er überhaupt einen solchen bei sich hatte, und kritzelte ein paar Zeichen

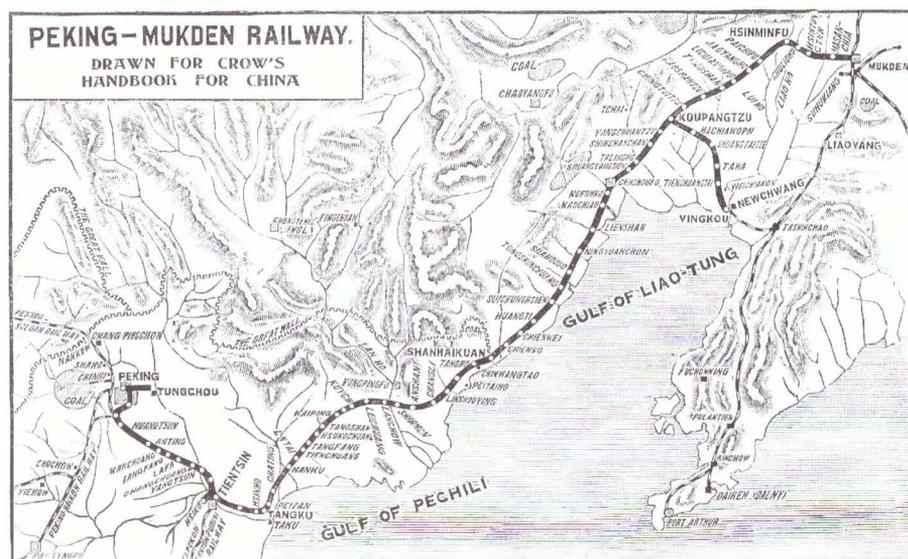
ungewöhnlich lange vor. Dann wachte ich ganz auf und zog das Rollo am Fenster ganz nach oben. Da es draußen noch finstere Nacht war, drehte ich mich im Bett auf die andere Seite. Doch als ich dann wieder aufwachte und hinausblickte, sah ich,

daß der Zug durch eine weite, weite Ebene rollte. In der Ferne grenzten Hügelketten den Horizont ab. Kein einziger Baum unterbrach das Einerlei der monotonen Landschaft. Der Boden hatte eine gleichmäßig gelbbraune Farbe.

Endlich tauchte ein Dorf neben der Bahnlinie auf. Aber auch dessen Häuser brachten keine Farbe in die Landschaft. Ein Kanal, der eine Zeitlang neben den Schienen herlief, war mit mächtigen, beinahe einen halben Meter dicken Eisschollen be-

deckt, von denen einige das Ufer hinaufgezogen worden waren. Da draußen auf den Feldern kein Schnee lag, trieb ein beißender Wind den gelben Staub in geringer Höhe über den Boden vor sich her. Endlich sah man auf einem ausgefahrenen Lehmweg einen Menschen, einen Bauern im blauen, wattierten Kittel. Er hatte eine Bambusstange quer über den Rücken gelegt und trug wippend, im Pendeltakt der schwingenden Körbe schreitend, seine Ware ins nächste Dorf.

Es war Zeit zum Frühstück geworden, das ich im Speisewagen einnahm, wo ich Frau von Baranoff wieder traf. Danach setzten wir uns zusammen in ein inzwischen frei gewordenes Abteil. Es war vorteilhaft, daß die Baronin etwas Chinesisch sprach und sich mit dem Kellner oder dem Schaffner verständigen konnte. Mit ihren Plaudereien kürzte sie die Fahrt durch die eintönige Landschaft wohlthuend ab. – Jetzt rollte der Zug schon seit einiger Zeit am Meer entlang, das zur linken Seite der Bahnlinie lag, während sich die Hügelketten zur rechten Hand mehr und mehr heranschoben. Wenig später sah es aus, als ob sie weit vorne in der Fahrtrichtung eine große Schranke vor den Schienen bildeten. Auf ihren Rücken zog sich ein merkwürdiges zackiges Gebilde bergauf und bergab, dem Kamm eines vorsintflutlichen Drachens gleich. Endlich waren wir nahe genug herangekommen, um zu erkennen, was es war: das weltberühmte Bauwerk der Großen Mauer, der Jahrtausende alte Schutz Chinas gegen die Barbaren aus dem Norden und



Quelle (um 1930): StuDeO-Fotothek K0109

darauf. Freilich, der Mann verstand ein bißchen Deutsch. Aber jetzt, als er den Bleistift über das Papier führte, wurde es mir klar, daß die chinesischen Zeichen mir total unverständlich und daher wertlos sein mußten. Da aber der Portier die Fahrkarten gebracht hatte, würde es wohl schon seine Richtigkeit haben, wenn ich ihm die wertvollen Schriftstücke anvertraute.

Ab Mukden konnten die Schlafwagenabteile belegt werden. Ich teilte mit einem gutaussehenden Chinesen, wahrscheinlich einem Geschäftsmann, die Koje. Nach allen Aufregungen des Tages war ich bald eingeschlafen. Doch im Traum begann ich nochmals mit Lao Tschu abzurechnen, und dieser Arme mußte dabei fürchterlich schnell neben dem Zug herlaufen. Dann wieder war ich mit Fendt zusammen auf der „Duisburg“. Wir standen mit hochgeschlagenen Mantelkragen an Deck und zählten die wartenden Schiffe in der Runde. Ein Traumbild löste das andere ab. Jetzt wieder wartete ich in der Halle des Yamato-Hotels in Dairen. Ich stand riesengroß neben den zierlichen Neisans, den Kellnerinnen, die kichernd und sandalenklappernd über die Steinfliesen trippelten. Der große Farbenschmetterling ihres Obi, eines um die Hüfte gebundenen Brokattuches, leuchtete; dann huschten sie hinter die Flügeltüren, die zum Speisesaal führten.

Unterdessen eilte der Zug südwärts der Grenze zwischen der Mandchurei und China zu. Nur selten hielt er in der Nacht. Das gelegentliche Pfeifen der Lokomotive kam mir im unruhigen Halbschlaf

dem Nordwesten. Wie ein böses, gereiztes Ungeheuer erhob es sich im Osten aus dem Meer, um über die hügelige Landschaft hinweg im matten Licht des Westhimmels zu verschwinden. Der Zug verminderte seine Fahrt und rollte nach Shanhaikuan, der Grenzstation, hinein. China war erreicht, ich war auf dem Boden des Landes, dessentwegen ich um die halbe Welt gereist war. Shan = der Berg, hai = das Meer, kuan = sich zusammenschließen: Das war die Bedeutung der einzelnen Silben des Ortsnamens. Shanhaikuan war der Ort, wo Berg und Meer sich zusammenschließen. Die Lage des Grenzortes zwischen Ozean und Gebirgsketten konnte nicht treffender benannt werden.

Frau von Baranoff freute sich wie ein Kind, daß sie nach langer Reise wieder „daheim“ war. Aber auch ich hatte bald das Gefühl, in einem Land zu sein, das mir nicht mehr neu war und mich wie einen alten Bekannten nach langer Abwesenheit wieder grüßte. „Herzlich willkommen in Dschung Hua

Japaner stiegen aus. Doch draußen auf dem Bahnsteig drängten und stießen sich schon wieder diejenigen, welche die frei gewordenen Plätze erobern wollten. Noch schlimmer tobte der Kampf vorn an der Zugspitze vor den Wagen der 3. Klasse. Bauern und Kulis, eben die ärmsten Volksschichten, mit dicken, blauen Bündeln, stürmten die Wagentreppen. Die Chinesen nahmen bei längeren Fahrten – und in diesem großen Land waren die meisten Fahrten länger – ihr eigenes Bettzeug mit. Das also war die Erklärung auf meine Frage, weshalb so viele Reisende mit umfangreichem Gepäck den Bahnsteig entlang eilten.

Ankunft in Peking, 6. Februar 1938

Zwei Stunden noch, dann würde der Zug in der alten Kaiserstadt am Ziel meiner langen Reise sein. Frau von Baranoff plauderte von den schönen Westbergen, die man vom Zug aus hätte sehen können, wäre nicht in der Zwischenzeit die Dun-



Pekinger Bahnhof (rechts) mit Vorplatz, links das Innere Tor des Chien Men, nach dem Umbau 1915⁶

StuDeO-Fotothek PB050643

Min Kuo, dem blumenreichen Land der Mitte!“, grüßten die Berge in der Runde. „Sei Land und Leuten gegenüber aufgeschlossen, und Du sollst es schön hier haben!“, hauchte der Winterwind.

Alle Felder links und rechts der Bahn, alles Land, soweit man sehen konnte, war wirklich chinesischer Boden. Und erst Peking, diese herrliche ehemalige Kaiserstadt, dieses Mekka des Fernen Ostens! Am Abend sollte es erreicht werden! Es war kaum glaubhaft. Vorüber flogen die Stationen, von deren Besonderheiten Frau von Baranoff erzählte. Was kümmerte es mich, daß Peitaiho [Beidaihe] ein besonders unter Europäern bekanntes Seebad war. Was interessierten mich die großen Kohlengruben von Kaiping und Tangshan. Was machte es schon aus, daß die Yen-Scheine, die ich in Dairen als Reisevorschuß erhalten hatte, schon wieder ausgegeben waren und ich auf das Mittagessen im Speisewagen verzichten mußte. Peking winkte!

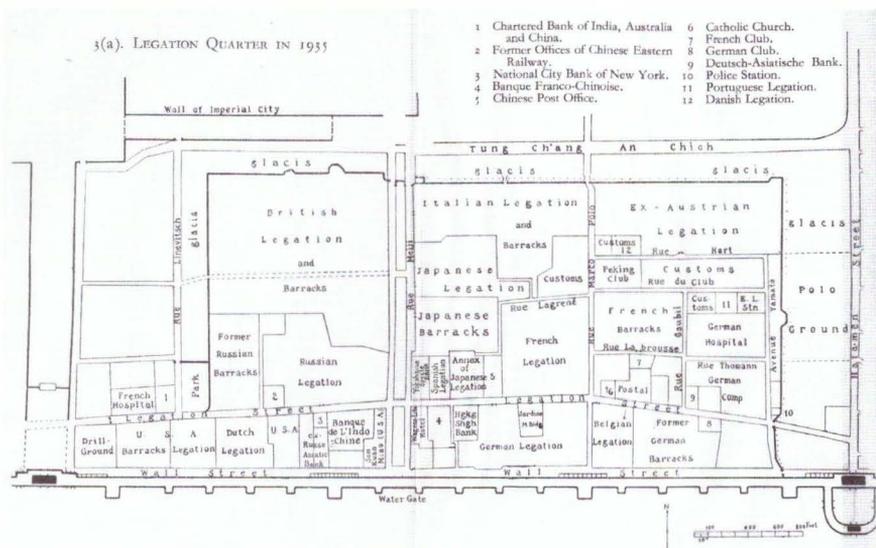
Als der Zug in Tientsin einlief, erlosch das letzte Licht des Tages. Viele Chinesen und noch mehr

kelheit hereingebrochen. Aber man konnte doch noch erkennen, daß der Zug nach längerer Fahrzeit an einer langen, zinnengekrönten Mauer vorbeifuhr, bis er sich entschloß, sie in einem kleinen Tunnel zu durchbrechen. Peking! Die Bahn hatte vor Jahrzehnten nur bis an den Stadtrand gelegt werden dürfen, weil man Angst hatte, der Feuerwagen würde böse Geister bis ins Innere des ummauerten Gebietes schleppen. Jetzt aber lief sie, von Süden her kommend, den die Ausländer Chinesenstadt nannten, bis zum großen Bahnhof vor dem Chien Men, dem „Vorderen Tor“, das die Verbindung zwischen der Chinesen- und der sogenannten Tatarenstadt herstellte.⁵

⁵ Laut Lin Yutang, siehe „Schatzkammer Peking“, S. 29/32, bezeichneten die Chinesen selbst die Nordstadt (den Stadtteil mit der Kaiserstadt, die wiederum die Verbotene Stadt umgibt) als „Innere Stadt“ und die Südstadt als „Äußere Stadt“. Die Mandschus würden sich dagegen verwahren, als „Tataren“ angesprochen zu werden. Im Chinesischen gelte das Wort „Tatar“ als Ausdruck der Verachtung.

Ganz im Gegensatz zum lebhaften Tientsin war es in Peking am Bahnsteig zunächst ganz ruhig.

ren Läufer sich sofort anschickte, sich einen Weg aus dem Chaos heraus in Richtung zum freien



Das ummauerte Gesandtschaftsviertel in Peking entlang der Stadtmauer zwischen den Stadttoren Chien Men (links) und Hatamen, 1935
Das Lehrerhaus war im „German Compound“, die Schule in den „German Barracks“
Bild-Quelle: Arlington/Lewisohn: In Search of Old Peking, S. 5 (StuDeO-Bibl. 0560)

Nichts ließ erkennen, daß ein Ort mit etwa zwei Millionen Einwohnern erreicht war. Doch kaum war ich ausgestiegen und ließ mir von Frau von Baranoff die Koffer aus dem geöffneten Fenster reichen, da ging der Wirbel los. Gepäckträger kamen herangelaufen, die mir die einzelnen Stücke förmlich aus der Hand reißen wollten. „Lassen Sie nur“, beschwichtigte Frau von Baranoff, „die stehen Ihnen nichts und warten vorne an der Sperre wieder auf Sie.“

Deshalb ließ ich willig geschehen, was das Schicksal mit mir vorhatte.

Vor dem Bahnhofsgebäude erstreckte sich ein großer Platz, an dessen Seite ganze Rikschakolonnen auf Fahrgäste warteten. Die Kulis drängten sich, ihre Fahrzeuge am Randstein zurücklassend, bis an die Sperre heran und fielen wie die Krähen über jeden einzelnen Reisenden her, egal, ob Europäer, Chinese oder Japaner. Das Erlebnis auf dem Bahnsteig mit den Kofferträgern war nur ein kleiner Vorgeschmack dessen, was jetzt die Rikschaläufer mit uns vorhatten. Wie ein aufgewühltes Meer, das sein Opfer forderte, schrie und gestikuliert die Menge um mich herum. Meine Koffer tauchten irgendwo über den dunklen Köpfen auf und verschwanden wieder. Einen Moment lang sah ich, wie weiter vorn Frau von Baranoff ebenso wie ich umringt wurde, aber es war unmöglich, zu ihr durchzudringen. Alles schrie durcheinander und ich verstand nicht eine einzige Silbe. Ich fühlte nur noch, wie ich in eine Riksch gedrückt wurde, de-

ren Platz hin zu erkämpfen. „Halt, halt!“ schrie ich. „Dschö dau, dschö dau!“ [„Ich weiß, ich weiß!“] antwortete der Chinese und rannte los.

Ein mächtiges, aus Stein und Holz erbautes Gebäude, dessen turmartig geschwungenes Dach sich matt gegen den Nachthimmel abhob, überspannte das Dunkel eines breiten Tores. Da hinein ging die tolle Fahrt. Gerade als der Kuli in der Finsternis der Einfahrt verschwinden wollte, tauchten links noch drei weitere Rikschas auf und schwenkten in die gleiche

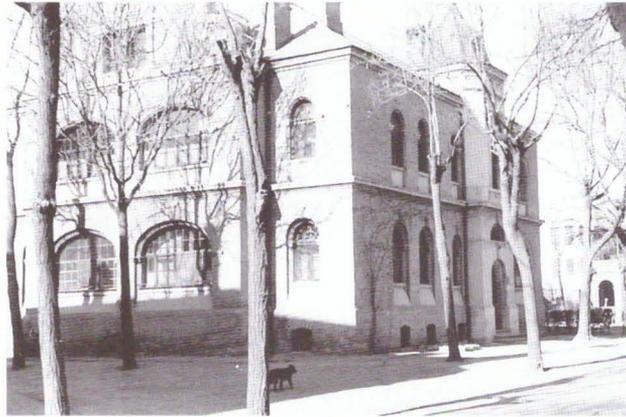
Fahrtrichtung ein. Frau von Baranoff lachte aus der einen herüber, hinter ihr folgte in dem zweiten Wagen die kleine Maike und zuletzt kam das Gepäck.

„Haben Sie wohl Angst gehabt?“, rief die Baronin herüber. Ich antwortete: „Wissen denn die Leute überhaupt, wohin wir wollen?“ „Ach, ich denke schon“, gab sie zurück, „ich glaube, einer von ihnen hat mich wiedererkannt. Uns als Europäer fahren sie auf alle Fälle zunächst in das Legationsviertel, und dahin wollen wir ja.“

Es war so. Kurz hinter dem zweiten Turm des Chien Men, des „Vorderen Tores“, bog die Gruppe der Rikschas nach rechts hin ab. Es ging in eine stille, aber sehr gepflegte Straße hinein. Wieder überspannte ein Bogen [ein Pailu, ein Ehrenbogen], diesmal bunt bemalt und nur aus Holz errichtet, die Fahrbahn. Darunter stand ein Polizist und regelte den geringen Verkehr in dieser abendlichen Stunde. Ein amerikanischer Soldat mit Gewehr ging vor einem langen Gebäude europäischer Bauart auf und ab. „Das ist die amerikanische Botschaft“, erklärte meine Begleiterin, „jetzt [entlang der Legation Street] kommt eine Botschaft oder Gesandtschaft nach der anderen.“ Tatsächlich, über dem nächsten Portal wehte die Flagge der Niederlande. Dann kamen auf der linken Straßenseite die Farben und Symbole der Sowjetunion. Eine breite Straße wurde überquert [Rue Meiji], die in der Mitte von einer Rasenfläche durchtrennt wurde, so daß sie eigentlich ein Straßenpaar bildete. Das mehrstöckige Gebäude zur rechten Hand mit den hell erleuchteten Fensterreihen war das Hotel

⁶ Vgl. StuDeO-INFO Juni 2013, S. 6-12.

„Wagon-Lits“. Die spanische Botschaft mit ihrem farbenprächtigen Portal in chinesischem Stil, dann die deutsche Botschaft, ebenfalls mit schönem chinesischem Eingang [mit Löwenpaar], tauchten auf und versanken wieder im Dunkel des winterlichen Abends. Ein Annamit mit aufgepflanztem Gewehr, das größer war als er selbst, bewachte die Zufahrt zur französischen Botschaft. Schließlich unterbrach das Portal einer Kirche in neugotischem Stil [die katholische St. Michael] die lange Mauerreihe zu beiden Seiten der Straße, und dann war wieder ein Torbogen zu sehen, der den Abschluß der Straße und die Durchfahrt zu einem anderen Stadtviertel bildete. Kurz davor hielt die Kolonne. Einer der Kulis sprang aus der Gabel seiner Riksha und läutete eine Zugglocke an einem Toreingang [zum German Compound]. Tore und Mauern gab es also hier überall. Ein kleines, dürres Männlein streckte den Kopf durch den Türspalt, verschwand wieder und öffnete gleich darauf das große Tor neben dem kleineren Durchgang. Jetzt konnten die Rikshas den breiten Weg, der in das Grundstück führte, hinauf fahren. Man war, soweit man es in der Dunkelheit erkennen konnte, in einem Parkgelände, in dem einige Wohnhäuser europäischer Bauart standen. Vor dem zweiten Haus senkten alle Kulis ihre Rikshas, damit die Fahrgäste bequem aussteigen konnten. Aus dem Gebäude kam ein chinesischer Diener, mager, mit freundlichen Zügen, schon leicht ergraut. Er musterte die Kolonne. Plötzlich bemerkte er Frau von Baranoff. „Taitai laila!“ (Die Herrin ist da!) rief er fröhlich aus und verbeugte sich tief. Darauf wandte er sich auch mir zu und wiederholte die höfliche Geste. Im Hause entstand sofort eine lustige Aufregung. „Frau von Baranoff und Maïke sind wieder da und der neue Lehrer ist auch gekommen!“ rief man deutsch und chinesisches durcheinander. Der Schulleiter, der im oberen



Das Lehrerhaus (das „zweite Haus“) im German Compound. Ganz rechts das „Schwesternhaus“, dazwischen ist das Deutsche Hospital (hinter der Rue Thomann) zu sehen



*Im German Compound, hinten Toreingang an der Legation St. Rechts das „erste Haus“. Die Dienerschaft klopft bei dem seltenen Schnee die Teppiche aus
Quelle: StuDeO-Fotothek P5409 und P5418*

Stockwerk wohnte, ließ sein Abendbrot stehen, kam herunter und hieß alle, die Wiedereingetroffenen und den Neuankömmling, herzlich willkommen. Die Baronin fand ihren Haushalt im unteren Stockwerk so intakt wieder, wie sie ihn vor Monaten verlassen hatte [sie hatte sich ein Jahr beurlauben lassen]. Ich aber wurde vom Schulleiter Dr.

[Karl] Gruber gebeten, in dessen Wohnung zu kommen. Zwar waren für mich schon seit Wochen im Erdgeschoß zwei Zimmer und eine Küche freigehalten worden, da aber meine Ankunft bisher ungewiß gewesen war, waren die Räume nicht gerichtet. Ein Diener namens Tschang war für mich auch schon gefunden. Er wartete seit mehr als einem Monat auf seinen neuen Herrn. Früher hatte er in einer deutschen Familie gedient und verstand daher etwas Deutsch. Es dauerte keine Stunde, bis man ihn herbeigeholt hatte und bis er vor seinem neuen Herrn die große Verbeugung machte, die ich heute schon einmal erlebt hatte. Ihm wurde aufgetragen, daß er im Laufe des morgigen Tages die Räume in

Ordnung bringen sollte. „Weibeschei!“ entgegnete er, was heißen sollte: „Weiß Bescheid, ich habe alles verstanden.“

Außerdem sollte er Küchengeräte und Lebensmittel einkaufen, um den ihm anvertrauten Haushalt zu starten. Das war ihm nur recht. Denn nach chinesischem Brauch würde er an den Besorgungen in den verschiedenen Geschäften gewiß seine 10 % für sich verdienen. Ich meinte, ob man nicht besser von Anfang an dem Diener einen etwas höheren Lohn bieten sollte, dafür aber absolute Ehrlichkeit bei den Einkäufen zur Bedingung mache. Doch die Frau des Schulleiters riet dringend davon ab. Einmal käme dadurch das Lohngefüge aller Diener im Legationsviertel ins Wanken und dann – was noch schlimmer wäre –, würde Tschang bei seinem neu-

en Herrn viel Geld vermuten und erst recht den „Squeeze“, wie man den im Fernen Osten üblichen Aufschlag auf alle Einkäufe mit einem englischen Wort (squeeze=auspressen) bezeichnete, herausholen. Tschang sollte jeden Morgen frühzeitig kommen. Für seine Verpflegung und Unterkunft sorgte er selbst. Mit seinem Lohn von 18 chinesischen Dollar (umgerechnet nicht ganz 14 Mark), den Frau Dr. Gruber stellvertretend für mich mit ihm vereinbart hatte, war er zufrieden, denn mit diesem Betrag konnte er sich und seine Familie durchbringen. So billig war China damals noch!

Müde von den vielen Erlebnissen des Tages und der langen Bahnfahrt ging ich endlich ins Bett, das nur aus Bettgestell und Matratze bestand, und deckte mich in Ermangelung des Bettzeugs mit meinem Mantel zu. Dann schlief ich fest und traumlos. Als ich wieder aufwachte, schien in mein Zimmer – die Vorhänge fehlten ebenfalls noch – die Morgensonne eines klaren, kalten und schneelosen Februartages. Sie war eben über das dreistufige, geschwungene Dach des „Hatamen“ (Tor des Prinzen Hata) empor geklettert. Vor dem Fenster erkannte ich einige Bäume, die sich später als Platanen erwiesen, und Mauern und immer wieder

Mauern. Das Gartengelände war nach der Straße zu mit einer etwa mannshohen grau getünchten Mauer abgeschlossen. Direkt gegenüber hörte an einer ungefähr stockwerkshohen Mauer das Legationsviertel auf und hinter dieser begann die chinesische Stadt.

Die Rufe der ersten Händler, die in der morgendlichen Kälte Kohlebällchen feilhielten oder warmes Fladenbrot den Passanten anboten, drangen gedämpft herüber. Durch das Hatamen strömten die Arbeiter, die vor dem Tor und dem Eisenbahngleis hatten warten müssen, bis sich die Bahnschranke wieder gehoben hatte. Kleine Karren, gezogen von bemitleidenswerten Eselchen, klapperten über die holprige, mit Löchern verschwenderisch ausgestattete Straße. Alle diese Geräusche vermischten sich in meinem Ohr zu einer eigenartigen, fremden Melodie. Eine große chinesische Stadt wachte auf und wandte sich den mannigfaltigen Tätigkeiten des jungen Tages zu. Im Legationsviertel selbst herrschte noch morgendliche Ruhe. Über die Mauern herüber aber drang gedämpft, doch langsam anschwellend, das Leben einer anderen Welt, die ich noch nicht kannte.

„Heimweh hab` ich nie gehabt.“ Edith Günther und ihre Zeit in China 1938-1950

Martina Bölc

Der Artikel beruht auf einem persönlichen Gespräch, das die Autorin mit Frau Günther im Oktober 2014 führte.

Von Hamburg nach Hongkong (1938-1940) – „Das fand ich toll!“

April 1938. Edith Körner aus Hamburg ist 16 Jahre alt und hat gerade das Lyzeum abgeschlossen. Eigentlich sollte sie auf eine Hauswirtschaftsschule gehen, statt dessen steht sie nun aufgeregt an Deck eines Schiffes, das sie in die weite Welt bringen soll. Der Grund für diese Wendung ist ihr Onkel Fritz Bumann, ein Cousin der Mutter, Manager bei der Deutschen Farben-Handelsgesellschaft Waibel & Co. (DEFAG) in Hongkong [s. *Verzeichnis S. 22*], der mit seiner russischen Frau Luba und den vier Kindern nach einem Heimaturlaub wieder nach Asien zurückkehren will. Doch kurz vor der Abreise springt ihnen das Kindermädchen ab. Die Kinder sind noch klein, das älteste zehn, das jüngste erst geboren. „Meine Tante war wirklich in Nöten.“ Edith kann gut mit den Kindern umgehen,

also fragt der Onkel kurzerhand, ob sie nicht einspringen will. „Das fand ich toll.“ Ihre Eltern sind einverstanden. „Die haben gedacht, das ist eine Chance für mich“. So beginnt ein Abenteuer, von dem sie erst 13 Jahre später nach Deutschland zurückkehren wird.

Schon die Überfahrt ist ein Erlebnis. Auf dem Schiff sind auch viele jüdische Flüchtlinge, die Zucht in Shanghai suchen, nachdem fast alle anderen Grenzen für Juden geschlossen wurden.¹ „Und ich hab` das gar nicht gemerkt. Ich hab` gedacht, das sind alles Weltreisende, die was erleben wollen.“ Als ihr klar wird, daß diese Menschen ihre Heimat nicht freiwillig verlassen, ist sie „schwer berührt.“

¹ Für viele Juden wurde Shanghai ab 1938 zur einzigen Ausreisemöglichkeit, da man dort weder ein Visum brauchte noch ein bestimmtes Vermögen nachweisen mußte. Ab August 1939 verhängten die Japaner erste Einreisebeschränkungen. Die letzten jüdischen Flüchtlinge kamen 1941 über den Landweg. Insgesamt lebten rund 18.000 jüdische Flüchtlinge in Shanghai.

Die Zeit in Hongkong läßt sich zunächst gut an. Die Familie ist finanziell und gesellschaftlich etabliert. Edith kümmert sich um die Kinder, und der Onkel gibt ihr dafür monatlich 100 Hongkong-Dollar, die auf ein Sparkonto eingezahlt werden. Mit dem Kriegsbeginn 1939 verändert sich die Lage. Der Onkel zieht kurz vorher, gerade noch rechtzeitig, mit seiner Familie aus der englischen Kronkolonie nach Macao und entgeht auf diese Weise einer Internierung. „Er wollte mich auch mitnehmen, aber er wollte, daß ich dann über Sibirien nach Hause fahre. Und da habe ich ge-

sagt: ‚Nee, das mache ich nicht!‘ Da bricht der Krieg jetzt aus und ich fahre nach Deutschland. Das mache ich nicht.“ Edith ist zwar offiziell noch nicht mündig, aber sie hat ihren eigenen Kopf. Sie will in Hongkong bleiben. Als Frau und Minderjährige ist das offenbar eine Zeitlang möglich, sie muß sich jedoch regelmäßig bei den Behörden melden. Edith findet eine neue Stelle als Kindermädchen bei der deutsch-italienischen Familie Scarpa. Herr Scarpa ist Manager bei Lloyd Triestino. Er muß dem Onkel versprechen, Edith heil nach Deutschland zu bringen, wenn der Krieg zu Ende ist. Die Familie Scarpa hat drei Kinder, die älteste Tochter ist dreieinhalb, um die beiden jüngeren kümmert sich ein chinesisches Kindermädchen. „Und ich schwebte so über dem Ganzen.“ Als im Juni 1940 Italien an der Seite Deutschlands in den Krieg eintritt, wird die Situation in Hongkong unhaltbar. Herr Scarpa wird interniert und in ein Gefangenenlager nach Britisch-Indien gebracht. Seine Frau muß sich entscheiden, ob sie ihn mit den Kindern begleitet oder Hongkong verläßt und in die Freiheit geht. Die Familie beschließt, sich vorübergehend zu trennen, „den Kindern zu liebe“. Mittlerweile ist Ediths Onkel in Macao gestorben. „Jetzt stand meine Tante da mit ihren vier Kindern,

sie beabsichtigte nach Deutschland zurückzukehren und mich mit nach Hause zu nehmen. Aber das wollte ich auch wieder nicht, weil ich wußte, daß sie so ein Heimweh nach Rußland hatte, und ich hab’ immer gedacht, sie steigt unterwegs aus und läßt mich mit den vier Kinder alleine in Deutschland ankommen.“ Sie beschließt, bei Frau Scarpa zu bleiben. Hat sie kein Heimweh? „Nee, hab’ ich nie gehabt.“

Japan und Shanghai (1940-1942) – „Ich war zuständig für alles.“

Frau Scarpa beschließt, mit den Kindern nach Japan zu ziehen. Da das Land mit Deutschland und Italien alliiert ist, erhofft sie sich dort wohl mehr Sicherheit. Vor ihrer Abreise wird Edith aus Hongkong ausgewiesen. Sie fährt allein nach Shanghai und kommt bei einer Freundin von Frau Scarpa unter, um dort auf die Familie zu warten. Bei einem kurzen Zwischenstop des Schiffes in Shanghai steigt Edith zu. Nach sechs Wochen im

HONGKONG

Deutsche Farben-Handelsgesellschaft Waibel & Co. 德字洋行 <i>Té fu yang hong</i> Tel. 34171 – „Waidefag“ Rudolf Mosse, A.B.C. 6th Ed. Chater Road, Prince's Building, 2nd floor P. O. Box 77 Stammhaus: I. G. Farben-industrie Aktiengesellschaft, Frankfurt a/Main F. Bumann L. Svendsen Farbenabteilung: Carl Grenz E. Dettinger M. Hess H. Langensiepen H. Lüer L. Lucas H. J. Rothe E. Rother H. Spanier E. Wagner Fr. G. Engel Fr. E. Gath Fr. H. Hemmerle Fr. A. Karlach Fr. R. Priedemann Chemikalien Abt.: A. Helmold Fr. E. Schoeppe Technische Abt.: Dr. B. Adamczewski Frau I. Tolle H. Pielcke, Canton Aufa Photo Abt.:	Deutsche Gold- und Silberscheideanstalt, vormals Roessler, Frankfurt am Main China-Korrespondent: C. Brahn 德國金銀化學出品社 <i>Dequssa</i> Tel. 27366 – „Cebrahn“ Mosse & Suppl., Private Code Asia Life Building, Room 201 Stammhaus: Frankfurt am Main Hans Hommel Deutscher Klub Tel. 27845 2 Connaught Road Tennisabteilung: Tel. 56582 Kowloon, King's Park Verwaltung: Frau E. Johnson Deutsches Generalkonsulat 德國總領事署 <i>Té kuo tsung ling shih shu</i> Tel. 24738 – „Consugerma“ 12 Pedder Street, Pedder Building, 6th floor P. O. Box 112 H. Gipperich, Generalkonsul A. Gelewsky, Kanzler O. Neidt, Konsultatssekretär Eurasia Aviation Corp. 歐亞航空公司 Tel. Adr.: „Avieurasia“ Flugverkehr King's Building
---	--

ADO (Juni) 1939: Auszug Firmenverzeichnis, S. 77

japanischen Erholungsort Karuizawa – „Es war ganz wunderschön da“ – ziehen sie in eine Pension nach Kobe. Doch nach ein paar Monaten macht sich die Kriegslage auch in Japan bemerkbar. „Da wurde schon allerhand rationiert, man bekam nicht alles zu essen, was man wollte. ... Und dann wurde es immer schwieriger, für die Kinder Kleidung zu bekommen und dergleichen Sachen.“ Im Dezember 1940 fahren sie nach Shanghai zurück, da man dort noch in „Saus und Braus“ leben konnte. Frau Scarpa erhält ein kleines Häuschen, hat Dienstboten, einen Chauffeur, ein Auto. Sie stürzt sich in das „High Society Life“ und überläßt der 19jährigen Edith (geb. am 28.11.1921) die Kinder. Edith freundet sich mit der italienischen Diplomatentochter Maria Accampora an, von der sie italienisch lernt. Außerdem macht sie die Bekanntschaft der gleichaltrigen Wera Siemssen (später Schoenfeld, geb. Juli 1921), die sich ihrer annimmt. „Da waren eine ganze Menge junger Mädchen und da hat sie dafür gesorgt, daß ich auch mal ab und zu eingeladen wurde, wenn was war.“ Aber außer mit Wera, mit der sie heute noch befreundet ist, bleiben diese Bekanntschaften eher oberflächlich. Vielleicht unterscheiden sich auch die Lebensumstände zu sehr. Edith ist kein verwöhntes junges Mädchen, das Tennis spielt und Reitunterricht

nimmt. Sie muß arbeiten und zwar für einen „Hungerlohn“. Frau Scarpa bezahlt ihr dasselbe wie der Onkel, Kost und Logis sind frei, „aber ich mußte mich selber kleiden, ich mußte mir Schuhe kaufen, Medikamente und Körperpflege ... und das war manchmal sehr wenig, was ich da hatte.“ Sie hat auch kaum Zeit, um Bekanntschaften zu pflegen. „Frau Scarpa wollte nicht, daß ich ausgehe. Ich habe fast nie einen freien Tag gehabt.“ Schließlich muß ja jemand bei den Kindern bleiben.

Doch eines Tages kommen die gesellschaftlichen Vergnügungen ihrer Hausherrin Edith zu Gute: Frau Scarpa vergißt beim Bridgespielen im Hause eines Herrn Schulz² ihren Regenmantel und schickt Edith am nächsten Tag dorthin, um ihn abzuholen. Dort begegnet sie Carl Günther, einem Vetter des Hausherrn. Er lebt in der Nähe von Nanjing auf dem Land und ist zu Besuch in Shanghai.



Edith und Carl Günther, 1942

Anscheinend ist er von der jungen Frau ziemlich beeindruckt. Jedenfalls bespricht er sich mit seinem Vetter und lädt sie und Frau Scarpa am Abend zum Essen ein. „Und dann haben wir die Bekanntschaft vertieft und es hat nicht lange gedauert, dann haben wir uns verlobt.“ Carl Günther ist 18 Jahre älter als sie, „aber er war damals immerhin noch nicht 40, war also für mich noch ein verhältnismäßig junger Mann.“ 1942 heiraten die beiden. Eine junge jüdische Emigrantin übernimmt Ediths Stelle und sie zieht mit ihrem Mann aus dem großstädtischen Shanghai in die Provinz. Der Bergbauingenieur Carl Günther, 1903 in Tangshan in China geboren,³ hatte 1937 die Lei-

² Günther Schulz, in Shanghai „Pisspott-Schulz“ genannt, weil er die Tangshaner Porzellanfabrik – Industrieporzellan – der Günthers vertrat.

³ Carl Günther ist der älteste Sohn von Hans Günther und Luise, geb. Ohl. Der Vater war seit 1898 in einer Zementfabrik im englisch dominierten Tangshan tätig gewesen. Nach dem Beginn des Ersten Weltkriegs verlangten die Engländer von den chinesischen Besitzern der Zementfabrik, den Deutschen zu entlassen, was sie schließlich taten. Da die Chinesen ihn aber schätzten, überließen sie ihm eine Fabrikhalle zur Nutzung. Er richtete darin eine Porzellanfabrik für Industrieporzellan ein, die Chee Hsin Pottery, die heute noch – unter anderem Namen – besteht. Nach dem Krieg wurde die Familie zwangsrepatriiert. Später kehrten sie zurück. Nach dem Tod des Vaters 1936 übernahmen die beiden Söhne Carl und Otto die Geschäfte. Otto Günther war Kera-

tingenieur und leitete den Betrieb bis zur Flucht nach Taiwan Ende 1948.

tung der chinesischen Zementfabrik Kiangnan in Hsi Sha Shan [*Foto unten*], 30 km nordöstlich von Nanjing übernommen.⁴ Während des Nanjing-Massakers⁵ wurde er zum Helden: Gemeinsam mit seinem Mitarbeiter, dem Dänen Bernhard Sindberg, öffnete er das schützende Fabrikgelände für Tausende von chinesischen Flüchtlingen, kümmerte sich um ihre Versorgung und rettete so ihr Leben.⁶ Eine riesige Hakenkreuzfahne auf dem Fabrikdach verhinderte eine Bombardierung durch die Japaner. Für seinen Einsatz bekam er 1939 ein Ehrenzeichen des Deutschen Roten Kreuzes.⁷



Nanjing / Hsi Sha Shan (1942-1950) – „Wie hab' ich da bloß meine Tage totgeschlagen?“

Doch diese schrecklichen Wochen liegen schon ein paar Jahre zurück, als Edith mit ihm auf das Fabrikgelände zieht. Es ist eine ziemliche Umstellung für sie. Sie hat jetzt Dienstboten, einen Koch, einen Boy, die Wäsche wird weggegeben. „Ich hatte eigentlich nichts zu tun. Wie habe ich da bloß meine

mikingenieur und leitete den Betrieb bis zur Flucht nach Taiwan Ende 1948.

⁴ Die Zementfabriken in Tangshan und in Hsi Sha Shan gehörten denselben chinesischen Besitzern. Carl Günther sollte die fast fertiggestellte Fabrik bei Nanking zusammen mit dem dänischen Ingenieur Bernhard Sindberg in Betrieb nehmen, was aber durch die inzwischen einmarschierten Japaner nicht möglich war.

⁵ In den Wochen nach der Besetzung von Nanjing am 13.12.1937 verübte die japanische Armee mit unvorstellbarer Grausamkeit ein Massaker an Zivilisten und Gefangenen. Die Zahlen sind bis heute umstritten, man geht von 200.000 Toten und 20.000 vergewaltigten Frauen aus.

⁶ Christian Kröger schreibt in seinem Bericht vom 13.1.1938 über seinen ersten Besuch am 28.12.1937 in Hsi Sha Shan: „Vor der Zementfabrik macht der Terror etwas Halt angesichts der beiden Europäer, einem Deutschen, Dr. Günther, und einem Dänen. Auch dort haben sich ca. 4000 Flüchtlinge mit ihrer beweglichen Habe niedergelassen.“ Quelle: Erwin Wickert (Hrsg.): John Rabe. Der gute Deutsche von Nanking, S. 202.

⁷ Viel später, im April 2002, werden Edith Günther und ihr Sohn Klaus nach Nanjing eingeladen, wo sie die Ehrungen für den bereits 1987 verstorbenen Carl Günther entgegennehmen.

Tage totgeschlagen?“ Um sich zu beschäftigen, legt sie einen Garten mit Kartoffeln, Bohnen und Tomaten an, zieht Gänse und Hühner, macht selber Schmalz. „Mein Mann war den ganzen Tag im Büro. Das war manchmal nicht so einfach. Da können Sie bloß die Hühner kucken.“ Carl ist ein passionierter Jäger. „Wann immer er sich frei machen konnte, dann hat er sein Gewehr genommen und den Hund und ging in die Berge und hat Rehe geschossen oder Kaninchen und Fasane.“ Sie begleitet ihn. Im Winter nehmen sie die Rehe aus und hängen sie mit dem Fell in einen Baum, damit sie nicht verderben. In Nanjing kennen sie einen Chinesen, der ihnen das Fleisch räuchert. Auf dem Gelände gibt es außer ihnen einen russischen Dolmetscher mit seiner Frau, einen Dänen, der die dänische Firma S. L. Smith vertritt, von der die Maschinen der Zementfabrik sind, und die chinesische Belegschaft. „Wir hatten einen Arzt und einen Buchhalter und verschiedene andere Mitarbeiter. Das war wie eine Familie. Wir waren da ja auch ein bißchen in diesem Fabrikgelände eingepfercht.“ Ihr Mann spricht fließend Chinesisch. „Und ich habe lange, lange dabei gesessen, jeden Abend, wenn die Leute kamen, auf eine Tasse Tee oder einen Schnaps, und kein Wort verstanden. Also das war ganz schön langweilig.“ Sie bemüht sich, die Sprache zu lernen, – „Ich konnte mal 300 Schriftzeichen“ – findet es aber schwierig, über den Alltagswortschatz hinauszukommen. Die Japaner erinnert sie als „unfreundlich“, „abweisend“ und „immer stockbesoffen“. („Aber das ist vielleicht im Krieg so.“) Die Chinesen sind ihr dagegen sympathisch. „Man konnte gut mit ihnen klar kommen. Und sie waren immer nett und freundlich.“ Trotzdem fehlt ihr der Umgang mit Europäern. Die Russin ist eine einfache Frau. „Wir beide haben manchmal Chinesisch miteinander gesprochen und ein paar englische Brok-

ken und ein paar deutsche und russische und mit Händen und Füßen. Es war die einzige Europäerin weit und breit, und das sieben Jahre lang.“

Abwechslung bringen die häufigen Besuche der Botschaftsleute aus Nanjing, damals Hauptstadt und politisches Zentrum Chinas. „Die kamen alle zu uns zur Jagd“, darunter der Botschafter Dr. Woermann und der Arzt Dr. Noll. Von ihrer Familie hat sie kaum Nachrichten. „Bis man auf einen Brief eine Antwort bekam, das dauerte drei Monate.“ Sie weiß nicht, wie es ihnen im Krieg und danach ergangen ist. Auch daß ihr Vater im Jahr ihrer Hochzeit gestorben ist, erfährt sie erst viel später.

Als die Geburt ihres ersten Kindes bevorsteht, ist ihr chinesischer Arzt aus Nanjing zu Studienzwecken gerade in Amerika. So macht sie sich im Januar 1949 mit ihrem Mann auf den Weg nach Shanghai. Sie fahren auf einem Flußschiff den Jang-

tse hinunter. Wieder sind Flüchtlinge an Bord, dieses Mal Missionare aus dem Inneren Chinas, die vor den Kommunisten fliehen. Der Krieg in Europa ist zwar zu Ende, aber in China herrscht Bürgerkrieg zwischen den Kommunisten und der Kuomintang, der Nationalen Volkspartei.

Ihr Mann bringt sie zu Dr. Noll, wo sie die Zeit bis zur Geburt bleiben kann, und fährt zurück. „Die hatten keine Heizung. Es war furchtbar kalt. Da habe ich mir dann erst einmal einen wattierten Morgenrock gekauft und dann bin ich den ganzen Tag mit dem Morgenrock über meinen Sachen rumgelaufen.“ Nach etwa vier Wochen setzen die Wehen ein, ausgerechnet an einem Abend, an dem die Nolls eingeladen sind. In Shanghai herrscht ein nächtliches Ausgangsverbot. Doch es gelingt der jungen Frau, eine Rikscha aufzutreiben. „Und dann bin ich mutterseelenallein mit meinem dicken Bauch in der Rikscha durch Shanghai ins Krankenhaus gefahren. So verlassen kommt man sich



Das Wohnhaus der Günthers (vorne) im Fabrikgelände



Endgültiger Abschied von Hsi Sha Shan am 19. August 1950.
Familie Günther inmitten der Beleg- und Dienerschaft
Quelle: StuDeO-Fotothek P0754 u. P0714 (auf S. 23), P0737, P0747

da vor, wenn man so fremd ist und alles ist tot und ausgestorben, keiner mehr auf der Straße.“ Dr. Noll ist schließlich noch rechtzeitig zur Stelle, um Tochter Ingrid (geb. 4.2.1949) auf die Welt zu helfen. Da sie wegen des Bürgerkriegs noch in Shanghai bleiben muß, es bei Nolls aber mit dem Baby zu kalt ist, zieht Edith nach der Geburt zu Frau Dr. Mengert, einer Ärztin und Flüchtlingsfrau aus Niederländisch-Indien. „Als dann nicht mehr geschossen wurde, da ist mein Mann gekommen und hat mich mit dem Kind geholt.“ Das neue Leben als Mutter gefällt ihr. „Nun hatte ich doch wenigstens eine Aufgabe.“ 1950 wird ihr Sohn Klaus in Nanjing geboren.

Zurück nach Hamburg (1950) – „Ein Schock war das.“

Anders als die meisten deutschen Familien werden die Günthers nicht zwangsrepatriiert. Zum einen können Deutsche, die in der Diaspora leben, also nicht wie in Peking, Tianjin oder Shanghai in eine „Deutsche Gemeinde“ integriert sind, generell von den Amerikanern nicht ohne weiteres erfaßt werden, zum anderen hat die Familie durch das Engagement von Carl während des Massakers starke Fürsprecher auf chinesischer Seite. Als jedoch abzusehen ist, daß die Kommunisten den Bürgerkrieg gewinnen werden und die Situation für Ausländer schwierig wird, beschließen sie, nach Deutschland zurückzukehren. Der Sohn ist gerade ein paar Monate alt, die Tochter noch keine zwei. Nach wochenlangem Warten in Shanghai erfahren sie, daß das Schiff von Tianjin abfahren wird. Der Shanghai-Hafen ist durch bombardierte, versenkte Schiffe etc. vollständig blockiert, eine Folge von Luftangriffen der Nationalchinesen aus Taiwan. Auf dem Weg nach Tianjin, im Nachtzug, bekommt die Tochter eine Angina und Fieber. „Eine schreckliche Fahrt war das.“ Sie kommen bei Carls Schwester Luise in Tianjin unter. Wieder heißt es warten. Es wird November. Endlich kommt das erwartete Schiff, die englische „Dundalk Bay“, die sie gemeinsam mit Carls Mutter, seiner Schwester Ilse und deren Mann nach Hamburg bringen wird. Eine Schute soll sie zum Schiff fahren. „Als wir dann an Bord gingen, mußte ich auf dem Kai das Baby auspacken, die Windeln öffnen und alles nachkucken lassen, ob wir auch keine Goldbarren rausschmuggeln.“ Die Schute ist nicht hochseetauglich. Als ein Unwetter aufzieht, müssen sie die Nacht gemeinsam mit anderen Reisenden – darunter auch jüdische Flüchtlinge, die nach Deutschland zurückkehren – auf Stroh im Lagerraum verbringen. „Ich hatte einen ganzen Sack voller alter Plünnen und Wäsche, die man nicht mehr brauchte. Und jedes Mal, wenn ich die Windeln wechselte

bei dem Baby, dann konnte ich das über Bord werfen. Da konnte ich ja nicht waschen.“ Am nächsten Morgen geht es endlich zum Schiff. Es ist immer noch hoher Seegang. Die Reisenden müssen auf einem Fallreep an Bord steigen. „Das ist nur ein Tau, da ist kein fester Halt und das gibt immer nach. Das Schiff schaukelte und die Seile schaukelten und die Barkasse schaukelte und ich mit dem Baby auf dem Arm. Das war das Schrecklichste, was ich je im Leben erlebt habe.“

An Bord stellt sich heraus, daß die gebuchten Kabinen belegt sind. Wohl oder übel müssen sie im Mannschaftsquartier mit dem vorliebnehmen, was noch frei ist. „Wir haben die Betten genau vor den Toiletten gekriegt. Und als dann solch ein Seegang war nachher, da haben die alle das bis zur Tür geschafft und dann ging es los.“ In Hongkong können sie endlich ihre Kabinen beziehen. Es gibt kein Personal, niemand macht sauber, niemand kocht, die Reisenden müssen alles selbst machen. Der Babykorb ist bald voller Wanzen. Die Fahrt verzögert sich, da der Suezkanal blockiert ist. Kurz vor der Ankunft, schon in Cuxhaven, will der Kapitän wegen irgendwelcher Querelen mit der Bezahlung nicht mehr weiterfahren. Aber schließlich geht es doch die Elbe hinauf nach Hamburg. Es ist Silvester 1950/51. „Alles verschneit, kaum ein Schornstein rauchte, alles ausgestorben, als ob keine Menschen da wären. ... Alles tot und tot und wir kamen nach so langer Zeit, nach dem Krieg und sind so gespannt auf das Zuhause. Es war ein ganz komisches Gefühl, als ob kein Mensch mehr da war. Ein Schock war das.“

Doch die Verwandten sind am Hafen und holen sie ab. Der Vater ist gestorben, die Familie wurde zweimal ausgebombt. Sie kommen notdürftig bei einer Freundin der Mutter in Othmarschen unter. Ingrid, die Tochter, die ein chinesisches Kindermädchen gehabt hat, redet zunächst nur Chinesisch mit der Großmutter. Nach und nach baut sich die Familie ein neues Leben auf, der Vater findet wieder Arbeit, er geht als Ingenieur u.a. nach Südafrika, Goa, Indonesien. Edith begleitet ihn, bis die Kinder in Deutschland zu Schulen gehen müssen.

Was bedeutet heute die Zeit in China für sie? Was hat sie dort gelernt? „Ich bin sehr früh selbständig geworden. Ich habe gelernt, allein zu sein und mich zu beschäftigen.“

Wiedersehen mit Hsi Sha Shan (1994) – „Man kriegt ja Heimweh.“

Als Edith Günther 1994 während einer Gruppenreise durch China in Nanjing ist, nimmt sie all ihren Mut zusammen und macht sich mit einem Dolmetscher auf den Weg nach Hsi Sha Shan. Das

Zementwerk ist wieder aufgebaut und wird – wie sie zu ihrem Erstaunen erfährt – mit einer japanischen Partnerfirma betrieben. Der Manager empfängt sie freundlich und führt sie herum.

Die folgenden Zitate stammen aus schriftlichen Aufzeichnungen von Edith Günther über diese Reise, die sie der Autorin freundlicherweise überlassen hat (StuDeO-Archiv *0276, S. 19f.):

„Und so stiegen beim Anblick der Hallen, der Häuser und Wege viele Erinnerungen hoch. Die Bäume, Kiefern und Platanen, waren so hoch geworden... Aber das Haus stand noch da, die Fliesen auf dem Korridor, über die man so viele Jahre ge-

gangen war! Das Schlafzimmer schien mir viel kleiner und in einer Ecke stand immer noch ein Tischchen mit einem Wasserfilter.“ Und es gibt tatsächlich noch Menschen, die sich nach über 40 Jahren an sie erinnern und sich freuen, sie zu sehen. Der alte Koch und der Boy, der fast enttäuscht ist, daß sie ihn nicht sofort wiedererkennt. „Also man kriegt ja Heimweh.“ Nun also doch – Heimweh nach China.

„Für mich war ein langgehegter Wunsch in Erfüllung gegangen und obgleich ich nun nichts weiter von Nanking gesehen hatte, so war ich doch restlos glücklich und zufrieden.“

Unser Leben auf Sumatra ab 10. Mai 1940 bis zur Rückführung nach Deutschland im Juni 1947

Martha Becker

Quelle: Martha Becker: Erinnerungen aus den Jahren 1940 bis 1947, 81 S. (undatiert), StuDeO-Archiv *2719.

Einführung: Der vorliegende Beitrag ergänzt sehr schön die Kindheitserinnerungen von Helmut Hausknost (geb. 1936), die StuDeO vor einem Jahr veröffentlichte.¹ Während wir dort den Schwerpunkt auf die letzte Internierungsstation, die Insel Onrust, legten (von Herbst 1946 bis zur Repatriierung Anfang Juni 1947), behandeln wir hier die Zeit davor ausführlich – ab Kriegsbeginn mit Holland am 10. Mai 1940. In diesen sechs Jahren durchliefen die beiden Familien die gleiche Odyssee durch mehrere Lager bzw. Unterkünfte auf Sumatra. Frau Becker nennt insgesamt neun dieser Art und erwähnt dieselben Namen von Mitinternierten, z.B. Guther, Schwester Nelly und Schwester Lydia, auch Nishimura. Einmal wohnten sie und Frau Hausknost mit ihren Kindern sogar zusammen in einem Haus.

Anders als in China oder Japan mußten die Deutschen in Niederländisch-Indien (NI) bereits ab Mai 1940 die Folgen für die Angriffskriege ihrer Regierung im fernen Europa tragen, durch Internierung, Enteignung und Entwürdigung. Der Krieg im Westen hatte am 10. Mai 1940 mit dem deutschen Vorstoß gegen Belgien und die Niederlande begonnen. Am selben Tag wurden in NI die deutschen Männer ab 16 Jahren zu Hause oder am Arbeitsplatz abgeholt und interniert. Die holländische Regierung kann der deutsche Überfall nicht über-

rascht haben, denn anders ist die gleichzeitige und gut vorbereitete Verhaftung der Deutschen in NI nicht zu erklären. Als Rotterdam durch die Luftangriffe am 15. Mai schwer geschädigt wurde und Zivilbevölkerung zu Schaden kam, verschärfte sich die Lage der Deutschen in NI.

Das Ehepaar Becker lebte bis zur Inhaftierung des Ehemanns in Sibolga, einer Hafenstadt in Westsumatra, in einem Haus, das der (seit 1924 bestehenden) Handelsfirma Becker & Brand gehörte. Herr Becker war wohl Teilhaber. Ihre vier Kinder, drei Jungen und ein Mädchen, waren im Mai 1940 sieben (August), fünfeinhalb (Wolfgang), zweieinhalb (Anneliese) und ein Jahr (Herbert) alt.

Da die Aufzeichnungen sehr umfangreich sind, werden die Ereignisse der ersten Jahre bis Ende 1944 nur kurz in zwei Abschnitten zusammengefaßt.² Danach folgt, leicht gekürzt, die Niederschrift der Verfasserin über ihre Erlebnisse im Jahre 1945 bis zum Frühjahr 1946 und zum Schluß eine kurze Beschreibung der Heimreise im Frühsommer 1947 bis zum Wiederschen mit Vater Becker.³

Nach Kriegsbeginn von den Holländern interniert⁴

Es war zufällig der Tag des deutschen Überfalls auf Holland, als Martha Becker mit ihren Kindern zu dem 1.150 Meter hoch gelegenen Tarutung auf-

¹ Siehe StuDeO-INFO Juni 2014, S. 22-28.

² Nachgezeichnet von Renate Jährling.

³ Die zuletzt in Britisch-Indien internierten Männer waren bereits im Herbst 1946 entlassen und nach Deutschland transportiert worden.

⁴ Resumee aus Martha Becker, S. 1-21

brach, um in dem Anwesen der Rheinischen Mission einen erholsamen Urlaub zu verbringen. Ihr Mann winkte ihnen nach – es wurde ein Abschied für sieben Jahre. Als Frau Becker am Ziel von der Schreckensnachricht des Krieges mit Holland hörte, lief sie zum Telefon, um ihren Mann zu erreichen, vergeblich, „die Leitung war tot. [...] Alle Männer waren bereits von Sibolga nach Padang Sidempuan transportiert worden, 100 km von Tarutung entfernt.“ Am selben Tag noch kehrte sie nach Sibolga zurück. „So endete für uns der 10. Mai 1940, der so verheißungsvoll begonnen hatte.“ Vier Tage danach wurde bei Beckers eine Hausdurchsuchung durchgeführt, alles Schriftliche mitgenommen, auch die Privatpost. Radio und Filmapparat wurden beschlagnahmt. Um sie und ihre Kinder vor Anfeindungen, auch von früher befreundeten Nachbarn, zu schützen, erhielt Martha Becker Ausgehverbot. Als man für das beschlagnahmte Haus auf einmal Miete verlangte und sie das Geld dafür nicht hatte, durfte sie bei der Missionarin Hanna Hebler einziehen. Missionare waren von Mietzahlungen verschont. Deren Haus lag auf einer Anhöhe in Sibolga-Djulu. Die durch den Auszug erzwungene Versteigerung des Becker-Haushalts erbrachte rund tausend Gulden. „Dieses Geld behielt die Behörde. Es wurden mir monatlich 80 Gulden davon ausgezahlt.“

Die Männer hatte man inzwischen in ein 400 km entferntes Lager bei Fort-de-Kock transportiert, von dort wurden sie im Oktober 1940 in ein neues Lager im Allasvallei bei Kotatjane verlegt. Diese Fahrt führte durch Sibolga. Von einem Hügel aus sahen die Frauen und Kinder Lastwagen an Lastwagen vorüberfahren und winkten weinend mit weißen Tüchern. „Unsere Männer noch einmal zu sehen, wurde uns natürlich nicht erlaubt.“ Ihre Babu, die Koch- und Kinderfrau, durfte näher herangehen und sah den „Tuan“ (Herr) zusammen mit anderen Männern in einem „ganz mit Stacheldraht vernagelten Wagen“ sitzen.

Als die Frauen am 4. November in ein 250 km entferntes Lager nach Raja bei Berastagi verbracht wurden, mußte Martha Becker noch einmal versteigern und nahm „nur die Betten, einen kleinen Schrank und die Nähmaschine“ mit. Raja war ein geräumiges, mit hohem Stacheldraht umzäuntes Lager. „Bald wurde mir eröffnet, daß mein Auktionsgeld aufgebraucht sei, auch die 260 Gulden von der letzten kleinen Versteigerung, obwohl ich davon noch gar nichts bekommen hatte.“ Zum Weihnachtsfest kamen zur großen Freude der Kinder aus dem Männerlager selbstgebastelte Geschenke, jedes Beckerkind bekam etwas vom Vater: große Holzwürfel bemalt wie Dominosteine, ein Holzhaus mit Garten, das man auseinandernehmen

konnte, einen Puppenkleiderschrank und Brettspiele. Ihre Mutter schenkte ihnen Selbstgenähtes.

„Eines Tages [im Juni 1941] mußten wir uns versammeln und wurden gefragt, wer nach Japan fahren wolle. Einige hohe Beamte waren zu diesem Zweck nach Raja gekommen. Wir sollten nur mit ‚ja‘ oder ‚nein‘ antworten. Es ging nach dem Alphabet, und ich war die erste, die gefragt wurde.“ Unschlüssig, weil sie den Transport mit vier kleinen Kindern fürchtete, antwortete sie schließlich, daß sie auf die Antwort ihres Mannes warten möchte. „Zwei Tage nach dieser Abstimmung las uns der Kommandant ein Telegramm unserer Männer vor, in dem es hieß, daß alle Männer mit unserer Reise nach Japan einverstanden seien.“ Als Martha Becker und zwei andere Frauen nun doch mitfahren wollten, war die entschiedene Antwort des Kommandanten: „Nein ist nein und unabänderlich.“ Später wurde erzählt, daß nicht genügend Schiffsraum auf der „Asama Maru“ gewesen sei, weshalb man die Antwort der Männer zurückgehalten habe.⁵

Im Januar 1942 gab es erneut eine lange Schlange von Lastwagen durch Sibolga, diesmal in umgekehrter Richtung: die deutschen Männer sollten nach Britisch-Indien geschafft werden, damit die Japaner, die immer näher kamen, sie nicht befreien konnten. „Unsere Hoffnung auf ein Wiedersehen schwand in noch weitere Ferne!“ Eine der ersten japanischen Bomben traf unweit von Sibolga auf See die „Van Imhoff“, eines der drei Transportschiffe. Sie ging am 19. Januar unter, 411 Gefangene ertranken, 67 konnte sich auf die Insel Nias retten. Wer unter den Toten war, erfuhren ihre Frauen erst nach Wochen des Bangens. Herr Becker aber war wohlbehalten in Britisch-Indien angekommen.

Die japanischen Luftangriffe vereitelten den geplanten Abtransport der Frauen und Kinder nach Australien. So wurde beschlossen, sie nach Fort-de-Kock, 600 km entfernt, zu bringen, wo die Männer von Mai bis Oktober 1940 untergebracht gewesen waren. In diesem Lager lebten auch hol-

⁵ Gerda Lück, geb. 1929 auf einer Pflanzung bei Medan/Sumatra, die mit Mutter und Schwestern (die jüngste war knapp zwei Jahre alt) die Fahrt ab Tanjung Priok (Hafen von Batavia) bis Shanghai vom 4. bis 10. Juli 1941 mitgemacht hat, bestätigt, daß die „Asama Maru“ voll belegt war: „Wir lagen in einem großen Lagerraum auf den Planken, wie die Heringe, kopfüber, kopfunter. Viele wurden seekrank. Die Bullaugen waren von außen verhängt, damit wir nicht ‚spionieren‘ konnten.“ Die Planken waren mit Segeltuch oder ähnlichem bedeckt, möglicherweise auf japanische Art mit Tatamis. Es gab auch Kabinen – es ist nicht bekannt, wie deren Verteilung erfolgte.

ländische nationalsozialistische Frauen und ihre Kinder, u.a. Frau Boterwek, eine mit einem Holländer verheiratete gebürtige Deutsche. Frauen ohne Kinder besorgten das Kochen, Tischdecken und Abräumen. „Unangenehm waren die nun einsetzenden Verdunkelungszeiten.“

Unter japanischer Besatzung ab März 1942⁶

Die Japaner waren in Sumatra eingedrungen. Am 16. März 1942 erfolgte die kampflose Übergabe von Fort-de-Kock. Japanische Offiziere kamen ins Lager und ihre Soldaten bedrohten mit aufgepflanzten Bajonetten die holländische Kamplleitung. Ein paar Tage später wurden die Deutschen entlassen. „Während wir auf der linken Seite der Straße auf die Stadt zu marschierten, kamen uns auf der rechten Seite Holländer entgegen, Männer, Frauen und Kinder und sogar Babys in Kinderwagen, die in das Lager einzogen, das wir eben verlassen hatten. Es war grotesk! Wir ‚Befreiten‘ konnten keine Freude aufbringen.“ Die deutschen Frauen kamen in einem Hotel und in vollständig möblierten Häusern unter, aus denen die holländischen Bewohner vertrieben worden waren. „Ich fühlte mich gar nicht wohl dabei.“ Im Hotel wohnten auch einige deutsche Männer, die wegen einer Erkrankung den Transport nach Britisch-Indien nicht mitgemacht hatten. Ein Japaner erzählte später, „daß einer dieser Männer der japanischen Militärpolizei eine Liste übergeben habe mit Namen von guten und schlechten Deutschen.“

Nach fünf Wochen beanspruchte das Militär das Hotel und die schönen Häuser für sich und wies den Frauen total verschmutzte, muffig riechende Häuser in der Tambokstraße im Chinesenviertel von Fort-de-Kock zu. Das war am 22. April 1942. Eines Tages traf Missionar Weiler bei ihnen ein, der den Untergang der „Van Imhoff“ überlebt hatte,⁷ berichtete von dem Unglück und ging ihnen hilfreich zur Hand. Sie weinten, als er sie wieder verließ.

Am 23. Juli 1942 mußten sie erneut aufbrechen, nach Padang, einer ebenfalls an der Westküste Sumatras gelegenen Stadt. Dort wohnten sie bis April 1943 im Stadtviertel Gurun. Kurz nach ihrer Ankunft kamen ein Herr von der deutschen Botschaft in Tokyo und ein japanischer Offizier, um die Frauen endlich als Deutsche zu identifizieren. Daß sie bislang keine Papiere hatten, hatte immer wieder zu Mißverständnissen und Reibereien geführt. Auch ihre Versorgung wurde geregelt, indem jede eine monatliche finanzielle Unterstützung be-

kam, anstelle der von den Japanern ausgegebenen Rationen von Reis, getrocknetem Fisch, ab und zu auch etwas Fleisch, Salz und Zucker. Nur durch den Verkauf von Bettwäsche und Kleidung etc. hatten sie vorher Gemüse und Obst kaufen können. „Es war wunderbar, daß wir auf einmal Geld hatten. Wir hielten uns sogar eine gemeinsame Babu, die für uns kochte und putzte.“ Auch in Gurun erhielten die Kinder weiter Schulunterricht. Geselligkeit kam auf: „Besuche hin und her, gemütliche Abende. Manchmal gesellten sich japanische Offiziere dazu, von denen wir auch das Go-Spiel erlernten.“ Man vergnügte sich im Schwimmbad von Padang und die Kinder lernten schwimmen.

Die nächste Unterkunft war ein geräumiges, komplett eingerichtetes altes Holzhaus im Wohnviertel Damar, das die Beckers sich mit einer zweiten Familie teilten. In der Nähe befand sich das prächtige Wohnhaus des internierten Kaufmanns Paul Schneewind, das nun einige Frauen ihrer Gruppe beherbergte. Das Haus hatte ein Musikzimmer mit Klavier, in dem man zusammen musizierte und die Kinder unterrichtet wurden. Martha Becker musizierte oft mit Frau Boterwek, früher Soubrette an der Hamburger Oper, mit der sie sich angefreundet hatte. Schwester Nelly (die auch Helmut Hausknost mehrmals erwähnt) veranstaltete kleine Feste mit musikalischen Vorträgen der Kinder und brachte diesen das Knöpfeannähen und Stricken bei, auch den Jungen. Frau Becker begann, für andere zu nähen, so hatte sie einen kleinen Nebenverdienst.

Herr Schierhorst,⁸ der die Internierten seit einiger Zeit bei den Japanern vertrat, erreichte, daß den deutschen Frauen nach den vielen Tropenjahren ein Urlaub in den kühlen Bergen gewährt wurde. „In Lobuk Selassi wohnte die alte Frau Bäumer mit ihrer Tochter. Sie besaß ein großes Grundstück mit Bungalows für Feriengäste, die nun leer standen.“ Die Gruppe bestand aus ungefähr achtzig Frauen und Kindern. Auf der Fahrt mit Lastwagen merkten sie, daß immer noch gekämpft wurde. In den Bergen war jedoch alles ruhig. Die friedliche Stille tat gut und die Kinder liebten es, in der wilden Natur zu spielen. Hier war es, wo Frau Becker und ihre vier Kinder mit Frau Hausknost und ihren zwei Kindern in einem Bungalow zusammenwohnten. Die Bäumer-Frauen wurden später von indonesischen Extremisten ermordet. Man hatte sie und auch andere, die ebenfalls in der Einsamkeit lebten, vergeblich gedrängt, in den Schutz der Stadt zu ziehen, doch sie wollten ihren Besitz nicht verlassen.

⁶ Resumee aus Martha Becker, S. 21-48

⁷ Vgl. Gottlob Weiler: Der Untergang der Van Imhoff. Ein Augenzeugenbericht (1952), StuDeO-Archiv *1214.

⁸ Vermutlich Hermann Schierhorst, geb. 1884, seit 1914 in NI, 1938 bei Celebes Motor Co., Menado, gemeldet.

Nach der Rückkehr nach Padang sah man überall Spuren von Luftangriffen. „Endlich waren alle Sunda-Inseln von den Japanern besetzt und sämtliche Holländer interniert. Oft fragten wir uns, wie lange dieses Leben noch für uns weitergehen würde. [...] Unsere Männer wußten nichts von uns und wir nichts von ihnen.“ Die seltenen Briefe wurden nicht ausgehändigt, ab und zu nur wurde beiden Seiten wenigstens mündlich mitgeteilt, daß es ihren Angehörigen in Britisch-Indien bzw. Sumatra gut ginge.



*Zum Durianessen bei „Onkel Nishimura“, 1944
Herta (ganz links) und Helmut Hausknost (Mitte),
die vier Guther-Kinder*

Das Verhältnis zu den Japanern gestaltete sich immer freundlicher und vertrauter. „Wie gut war es, daß wir Atzukawa kennengelernt hatten. Er war gebildet, sprach gut Malaiisch, der einzige überhaupt unter den Japanern. Mit noch zwei anderen Japanern hatte er sich vorgenommen, die deutschen Frauen und Kinder zu beschützen. Der eine war von der Radiostation, Nichimura [Helmut Hausknosts ‚Onkel Nishimura‘!], und der andere, seinen Namen habe ich vergessen, vom Tekisan, dem Wohnungsamt. Nichimura sprach schon ein wenig Deutsch, Schwester Nelly gab ihm Unterricht und lernte bei ihm Japanisch.“ Ein japanischer Major „kam auf seinem allmorgendlichen Ritt an unseren Häusern vorbei. Abwechselnd nahm er dann eins der deutschen Kinder vor sich aufs Pferd.“ Die Kinder freuten sich auf den kleinen Ausritt und warteten schon auf ihn.

So kam das Jahr 1945 heran⁹

Wir hatten Weihnachten 1944 gefeiert, zu Hause und in der Schule. Die Lehrerinnen gestalteten wie immer alles sehr nett. Spiele und Lieder unserer Kinder haben uns erfreut.

⁹ Martha Becker, Wiedergabe S. 48-56.

Über das Geschehen in Deutschland waren wir wenig informiert. Wie jedes Jahr wurde in der Schule Hitlers Geburtstag gefeiert. [...] Kurz danach erfuhren wir [von seinem Tod] durch die Japaner. Und dann erhielten wir im Mai 1945 die Nachricht von der bedingungslosen Kapitulation. Allmählich drang zu uns durch, wie entsetzlich die letzten Kämpfe in Deutschland gewesen sein mußten. Wir wußten so wenig von dem schrecklichen Geschehen der vergangenen Jahre in Europa. [...] Welches Leid und welche Verzweiflung muß die Menschen in Deutschland erfaßt haben! Unwissend hatten wir dahingelebt, nun erst begriffen wir, in welchem Wahnsinn der Führer verfallen gewesen war, als er die Menschen, ob jung oder alt, in solch grausames Leid stürzte. Gott sei Dank, daß seine Macht nun zu Ende war.

Die Japaner konnten nicht begreifen, daß die Deutschen kapituliert hatten. „Siegen oder Sterben“ – das sei ihre Parole. Das war so fest in den Japanern verankert, daß für sie eine Kapitulation unvorstellbar war. Für viele von ihnen bedeutete die deutsche Übergabe Verrat. Aber bald kam für sie auch die bittere Enttäuschung: Im August 1945 kapitulierte auch Japan, nach dem Abwurf der zweiten Atombombe auf Nagasaki durch die Amerikaner. Am Abend dieser erschütternden Nachricht saß der ältere Ziviljapaner, von dem ich schon erzählte, bei uns auf der Veranda. Vornübergebeugt verbarg er sein Gesicht mit den Händen. Er konnte die Nachricht nicht fassen, aller Stolz war nun dahin, alle politischen Ideale, eingefleischt von Kindheit an, auch der Glaube an die Göttlichkeit des Kaisers – nichts blieb mehr. Viele Offiziere begingen Selbstmord. Die Schmach ließ sie nicht länger leben. Unsere Freunde, Atzukawa und Nichimura, blieben gelassen. Sie zogen die Kapitulation einer völligen Vernichtung ihrer Nation vor. Da die Holländer noch in Gefangenenlagern saßen, unternahmen Amerikaner und Engländer das Notwendige nach der Kapitulation. Die Japaner wurden nun abtransportiert. Wohin man sie brachte, haben wir nie erfahren. Atzukawa und Nichimura konnten noch kurz von uns Abschied nehmen. [...]

Bereits am 17. August 1945 kam es – durch die schon in den zwanziger Jahren entstandene Nationalbewegung – zur Proklamierung der Indonesischen Republik. Das führte zu bewaffneten Auseinandersetzungen. Holland unternahm große Anstrengungen, über die sogenannte Polizeiaktion, das Land entgegen den Freiheitsbestrebungen der Indonesier wieder in seine Gewalt zu bringen. Das holländische Militär war außerhalb des Landes von den Japanern interniert worden und somit nicht verfügbar. Darum besetzten Engländer mit den damals noch britisch-indischen Truppen das Land.

Sie hatten die Zivilholländer aus den Lagern geholt und vorläufig in der katholischen Kirche und den zugehörigen Gemeindehäusern untergebracht. So war es jedenfalls in Padang.

Im September desselben Jahres wurde mir heimlich ein Briefchen überbracht. Der Brief stammte von der Beamtenfrau, die wir aus Sibolga kannten und die uns in Kota Nopan so gut mit Butterbrot versorgt hatte.¹⁰ Sie hatte erfahren, daß wir in Padang sind, und bat mich innig, sie zu besuchen und, wenn möglich, Eier und Brot mitzubringen. Ich machte mich mit diesen Dingen auf den Weg ins holländische Lager. Die Menschen dort waren auf kleinstem Raum untergebracht. Schlecht gekleidet liefen sie umher. Ich sah, wie sich einige draußen ein Feuerchen machten, um sich etwas zu kochen. Es war zum Erbarmen! Schließlich fand ich die Gesuchte. Sie sagte mir, ihr einziger Besitz sei das, was sie auf dem Leib trüge. Für Eier und Brot war sie unbeschreiblich dankbar. Wir hatten bereits erfahren, welches Martyrium die Holländer in den japanischen Internierungslagern durchgestanden hatten. Ich sah Frauen mit dicken Bäuchen, als seien sie im siebten Monat schwanger. Die armen Kinder waren ausgemergelt und viele hatten Hungerödeme. Wir hatten den Haß der Holländer am eigenen Leibe erfahren, doch bei diesem Anblick schwanden alle nachtragenden Gedanken. Es blieb nur noch Mitleid. Auch andere Frauen unserer Gruppe besuchten diese armen Leute und brachten ihnen zu essen. [...] Es dauerte noch längere Zeit, bis die Versorgung endlich geregelt wurde. Als erstes schickten die Amerikaner Hilfe, indem sie Fallschirme mit Lebensmitteln abwarfen.

Eines Tages wurden wir gewarnt, nicht mehr in das Lager der Holländer zu gehen. Bald sagte mir auch meine Babu, daß sie [sonst] nicht länger bei uns

¹⁰ Kota Nopan, ein Ort auf halbem Weg vom Lager Raja nach Fort-de-Kock, wo die Gruppe einmal übernachtet hatte (Becker, S. 19).

bleiben könne, sie würde Schwierigkeiten bekommen. [...] Wir unterließen dann die Besuche. Allmählich zeigte sich immer deutlicher, wie sich der Konflikt zwischen Indonesiern und Holländern verstärkte. Immer öfter hörten wir von Grausamkeiten, die Indonesier an Holländern verübten. Auch die englische Militärpolizei konnte ein Zunehmen der Spannungen nicht verhindern.

Bis Ende November 1945 wohnten wir noch in Damar, dann mußten wir aber doch umziehen. Die Engländer wollten, daß die deutschen Frauen und Kinder [zu ihrem besseren Schutz] näher zusammen wohnten. [...] Leider konnten wir auch hier nicht ohne Angst leben. Von den Inländern, die uns kannten, hatten wir nichts zu befürchten, wohl aber von den Extremisten, die der indonesischen Freiheitsbewegung angehörten und sich der Wiederbesetzung durch die Engländer widersetzen. Sie hielten jeden Weißen für einen Holländer. Immer wieder hörten wir von Morden. [...] [Nach einem glimpflich abgegangenen Überfall auf zwei deutsche Familien in der Nachbarschaft] verhandelte der sonst so optimistische Herr Schierhorst sofort mit den Engländern und erreichte, daß wir alle in den umzäunten Bezirk Padangs, in dem das englische Militär wohnte, umzogen. Vieles blieb [überstürzt] zurück, besonders Spielsachen der Kinder. Der Überfall hatte sich am 28. März 1946 zugetragen und am 31. März befanden wir uns bereits unter dem Schutz der Engländer. Es war das frühere holländische Villenviertel. Uns wurde das große Haus des früheren holländischen Residenten zugeteilt, in dem alle Mütter mit Kindern Platz fanden. Ein anderes großes Haus wurde den Schwestern und kinderlosen Frauen zugeteilt. [...] Einmal veranstalteten die Engländer eine herrliche Party für die Kinder. Offiziere trugen die Kinder auf den Schultern, machten Wett- und andere Spiele mit ihnen. Außerdem gab es erlesene Essereien. Auch wurden wir stets zu den Kinovorstellungen eingeladen. Wir kamen alle, auch die Kinder. Später wurde auch für uns Erwachsene

bleiben könne, sie würde Schwierigkeiten bekommen. [...] Wir unterließen dann die Besuche. Allmählich zeigte sich immer deutlicher, wie sich der Konflikt zwischen Indonesiern und Holländern verstärkte. Immer öfter hörten wir von Grausamkeiten, die Indonesier an Holländern verübten. Auch die englische Militärpolizei konnte ein Zunehmen der Spannungen nicht verhindern. Bis Ende November 1945 wohnten wir noch in Damar, dann mußten wir aber doch umziehen. Die Engländer wollten, daß die deutschen Frauen und Kinder [zu ihrem besseren Schutz] näher zusammen wohnten. [...] Leider konnten wir auch hier nicht ohne Angst leben. Von den Inländern, die uns kannten, hatten wir nichts zu befürchten, wohl aber von den Extremisten, die der indonesischen Freiheitsbewegung angehörten und sich der Wiederbesetzung durch die Engländer widersetzen. Sie hielten jeden Weißen für einen Holländer. Immer wieder hörten wir von Morden. [...] [Nach einem glimpflich abgegangenen Überfall auf zwei deutsche Familien in der Nachbarschaft] verhandelte der sonst so optimistische Herr Schierhorst sofort mit den Engländern und erreichte, daß wir alle in den umzäunten Bezirk Padangs, in dem das englische Militär wohnte, umzogen. Vieles blieb [überstürzt] zurück, besonders Spielsachen der Kinder. Der Überfall hatte sich am 28. März 1946 zugetragen und am 31. März befanden wir uns bereits unter dem Schutz der Engländer. Es war das frühere holländische Villenviertel. Uns wurde das große Haus des früheren holländischen Residenten zugeteilt, in dem alle Mütter mit Kindern Platz fanden. Ein anderes großes Haus wurde den Schwestern und kinderlosen Frauen zugeteilt. [...] Einmal veranstalteten die Engländer eine herrliche Party für die Kinder. Offiziere trugen die Kinder auf den Schultern, machten Wett- und andere Spiele mit ihnen. Außerdem gab es erlesene Essereien. Auch wurden wir stets zu den Kinovorstellungen eingeladen. Wir kamen alle, auch die Kinder. Später wurde auch für uns Erwachsene



Im englischen Lager, Padang 1944
 Hinterste Reihe v.li: Leo Knisch, Herta H., Brite, Andreas, Brite;
 2. Reihe: Otto Bäumer, Wolfgang und Herbert Becker,
 Hans und Eva Kass, August Becker;
 3. Reihe: Emil Bäumer, weiter rechts Helmut H., ?, Schw. Nellie;
 Kniend: ?, Herbert Irle, Anneliese Becker, ?, Labu.
 Fotos: Helmut Hausknost

bleiben könne, sie würde Schwierigkeiten bekommen. [...] Wir unterließen dann die Besuche. Allmählich zeigte sich immer deutlicher, wie sich der Konflikt zwischen Indonesiern und Holländern verstärkte. Immer öfter hörten wir von Grausamkeiten, die Indonesier an Holländern verübten. Auch die englische Militärpolizei konnte ein Zunehmen der Spannungen nicht verhindern. Bis Ende November 1945 wohnten wir noch in Damar, dann mußten wir aber doch umziehen. Die Engländer wollten, daß die deutschen Frauen und Kinder [zu ihrem besseren Schutz] näher zusammen wohnten. [...] Leider konnten wir auch hier nicht ohne Angst leben. Von den Inländern, die uns kannten, hatten wir nichts zu befürchten, wohl aber von den Extremisten, die der indonesischen Freiheitsbewegung angehörten und sich der Wiederbesetzung durch die Engländer widersetzen. Sie hielten jeden Weißen für einen Holländer. Immer wieder hörten wir von Morden. [...] [Nach einem glimpflich abgegangenen Überfall auf zwei deutsche Familien in der Nachbarschaft] verhandelte der sonst so optimistische Herr Schierhorst sofort mit den Engländern und erreichte, daß wir alle in den umzäunten Bezirk Padangs, in dem das englische Militär wohnte, umzogen. Vieles blieb [überstürzt] zurück, besonders Spielsachen der Kinder. Der Überfall hatte sich am 28. März 1946 zugetragen und am 31. März befanden wir uns bereits unter dem Schutz der Engländer. Es war das frühere holländische Villenviertel. Uns wurde das große Haus des früheren holländischen Residenten zugeteilt, in dem alle Mütter mit Kindern Platz fanden. Ein anderes großes Haus wurde den Schwestern und kinderlosen Frauen zugeteilt. [...] Einmal veranstalteten die Engländer eine herrliche Party für die Kinder. Offiziere trugen die Kinder auf den Schultern, machten Wett- und andere Spiele mit ihnen. Außerdem gab es erlesene Essereien. Auch wurden wir stets zu den Kinovorstellungen eingeladen. Wir kamen alle, auch die Kinder. Später wurde auch für uns Erwachsene

eine Party veranstaltet; Frau Brand spielte Klavier und ich sang einige Lieder. [...] So gut hatten wir es in all den Jahren noch nicht gehabt! Offiziere und Soldaten wollten keine feindseligen Gefühle zwischen uns aufkommen lassen. Der Krieg sei zu Ende und darüber sollten wir alle froh sein.

Nachtrag (Resumée aus Martha Becker, S. 60-81): Im November 1946 wurde die Gruppe auf der „Willem Ruys“ nach Tandjong-Priok gebracht, dem Hafen von Batavia/Djakarta, und von dort auf die holländische Gefängnisinsel „Onrust“, wo sie in einer Gemeinschaftsbaracke unterkamen, so wie es auch Helmut Hausknost beschreibt. Am 6. Juni 1947 konnten die Beckers endlich die Heimreise nach Europa antreten. (Martha Becker nennt das Schiff irrtümlich „Kota Nopan“, so wie ein von ihr erwähnter Ort heißt, vgl. Fußnote 10. Zwar gab es lt. Helmut Hausknost ein gleichnamiges kleines Passagier/Frachtschiff mit Heimathafen Sobolga, doch wurde dies schon im März 1943 zerstört. Das Schiff, das sie nach Rotterdam brachte, sei eindeutig die MS „Indrapoera“ gewesen.)

Den Frauen und Mädchen wurde ein großer unterer Schiffsraum mit Bullaugen zugewiesen. „Ich schätze, wir waren alle miteinander ca. 160 Perso-

nen ohne unsere Söhne.“ Ein kleines Deck erlaubte ihnen, an der frischen Luft zu sein. Die Männer und Jungen kampierten in einem großen Raum ohne Tageslicht. Überall standen Wachen. „Zu oft ließ man uns fühlen und sie sprachen es auch aus, daß wir Menschen zweiter Klasse seien, wir Deutsche.“ Nach vierwöchiger Fahrt erreichten die Heimkehrer Rotterdam. Sie mußten in Abständen von fünf Metern durch ein Spalier von Soldaten mit aufgeflepptem Bajonett gehen, sich in einem Gepäckraum versammeln „und einer Rede lauschen, woraus mir lediglich folgender Passus im Gedächtnis haften geblieben ist: ‚Sollte jemand von Euch versuchen zu fliehen, wird unverzüglich auf ihn geschossen werden‘.“ In Güterwaggons schaffte man sie ins Auffanglager Neuengamme bei Hamburg, wo sie nach drei Tagen wieder entlassen wurden.

Und nun endlich gab es, nach siebenjähriger Trennung, ein teils freudiges, teils aber auch fremdelndes Wiedersehen mit dem Ehemann und Vater Becker im Bahnhof von Hamburg. Die Jüngsten kannten den Vater kaum oder gar nicht. „Bald saßen wir in der Eisenbahn, die uns nach Elberfeld brachte. Es war der 7. Juli 1947 – Vatis Geburtstag.“

Der Chinesische Pavillon der Internationalen Hygiene-Ausstellung 1911 in Dresden lebt

Anfang des 20. Jahrhunderts wurden in Dresden Vorbereitungen für eine Hygiene-Ausstellung getroffen, deren Initiator der Entwickler des heute noch verwendeten „Odol-Mundwassers“, Karl August Lingner (1861-1916), war. Lingner kam 1885 als mittelloser junger Mann nach Dresden, das den Ruf einer besonders gesundheitsbewußten Stadt hatte und die erste „Chemische Zentralstelle für öffentliche Gesundheitspflege“ in Deutschland sowie einen Lehrstuhl für Hygiene besaß. Auf dieser Plattform widmete sich Lingner zunehmend und intensiv „gesundheitsaufklärerischen Aktivitäten“, die in eine Hygiene-Ausstellung mündeten, die zwischen dem 6. Mai und dem 30. Oktober 1911 im Großen Garten stattfand.¹

Es sollte eine internationale Ausstellung werden. Zunächst richtete man Einladungen an auswärtige

¹ Vgl. Klaus Vogel (Hg.): Das Deutsche Hygiene-Museum Dresden 1911-1990 (Katalog). Dresden: Michel Sandstein Verlag, 2003.

Regierungen (in 14 Ländern), deren Staaten in engem diplomatischem Kontakt mit Deutschland standen.² Da das Echo groß war, wurde das Auswärtige Amt in Berlin danach aufgefordert „alle Staaten zu benachrichtigen, in denen man zumindest eine kaiserliche Mission unterhielt. Gänzlich erfolglos blieben diese Bemühungen nicht, denn tatsächlich konnten mit Brasilien und China auch zwei ‚Exoten‘ für die Ausstellung gewonnen werden.“³ Im Ergebnis stellten elf Nationen ihre Exponate in über fünfzig Palästen, Hallen und Gebäuden mit jeweils landeseigener Architektur aus.⁴ Jedes Land trug die Kosten für die Ausstellungsgebäude selbst.

² Mathias Dietze: Die Vorbereitung und Realisierung der 1. IHA 1911 in Dresden. Wissenschaftliche Hausarbeit, vorgelegt an der Philosophischen Fakultät der TU Dresden 2002, S. 47.

³ Ebd., S. 50.

⁴ Stadtlexikon Dresden A-Z, Dresden: Verlag der Kunst, 1998, unter: Internationale Hygiene-Ausstellung (IHA).

Chinas Intentionen auf der Hygiene-Ausstellung
 China war interessiert, sich in der Ausstellung in Dresden zu präsentieren. Die kaiserliche chinesische Regierung war bereits davor bestrebt gewesen, moderne Methoden auf dem Gebiet der Hygiene einzuführen. Deshalb ist es verständlich, daß „Chinas Informationsbedürfnis weit universeller ausgerichtet war, als eine partielle Ausstellung über das Gebiet der Hygiene befriedigen könnte“, wie das Auswärtige Amt dem Ministerium des Inneren in Sachsen mitteilte. So enthalte ein von der chinesischen Regierung verfaßter „Wunschzettel“ über 72 Punkte, „u.a. die Hundezucht für Polizeizwecke oder den Besuch einer parlamentarischen Sitzung.“⁵ In der Hygiene-Ausstellung wollte China nicht nur zeigen, was es aufgrund des Einflusses von außen getan hatte, um der chinesischen Bevölkerung allen Schutz zu bieten. Mit einer eher allgemein gehaltenen Präsentation von Werken und Erzeugnissen der verschiedenen Provinzen sollte die Ausstellung als Vertretung des gesamten Reiches erscheinen und besonders das Historische in den Vordergrund stellen. In zehn Ausstellungsbe-
 reichen zeigte man: Geschichte, Wohnen, Ernährung, Kleider, Körperpflege, Medizin, Hygiene der Schüler, Verkehrsmittel, Militärhygiene und Verordnungen über die Verbesserung der öffentlichen Sitten (wie Maßregeln gegen den Opium-Gebrauch und gegen die Verstümmelung der Füße).⁶

Rothkegel entwirft die chinesischen Ausstellungsgebäude

In dieser Zeit lebte der deutsche Architekt Curt Rothkegel – von 1903 bis 1929 – in China. Er wirkte zunächst in Tsingtau, dann in Tientsin. Von hier aus „reiste er häufig nach Peking, um Fühlung mit den maßgebenden Herren der chinesischen Regierung zu nehmen und [deren] Wünsche kennenzulernen, denn ein großes Projekt, der Bau eines Parlamentsgebäudes für China, schwebte“, schreibt seine Frau Gertrud in ihren Erinnerungen „China“ über die Zeit um 1910.⁷ Durch seinen zuverlässigen Einsatz hatte sich Rothkegel im Kaiserreich schnell hohes Ansehen erworben und erhielt nicht selten Bauaufträge von der chinesischen Regierung. Gertrud Rothkegel schreibt dazu in ihren Erinnerungen: „Da mein Mann meist Regierungs-

aufträge erhielt, war er mit hohen Beamten, die den Baukommissionen vorstanden, häufig zusammen, wodurch sich Bekanntschaften ergaben mit gegenseitigen Einladungen. So lernte ich auch in unserm Hause die Minister kennen. Die Chinesen trafen sich zu einem frugalen Abendessen, wobei es lustig zuging. [...] Erst dann sprach man ganz kurz über die geschäftlichen Sachen, die Veranlassung des Zusammenkommens waren.“⁸

In einer chronologischen Übersicht über seine wichtigsten Arbeiten in China trägt Curt Rothkegel unter 1911 ein: „Pläne für die Gebäude der chinesischen Regierung auf der Hygiene-Ausstellung in Dresden, die danach gebaut wurden.“ Und fügt hinzu: „Die Plakette der Hyg. Ausstellung, welche die chinesische Regierung erhielt, wurde mir dafür überreicht.“⁹ Gertrud Rothkegel beschreibt diese Ehrung in ihren Erinnerungen so: „Beim Justizminister Chang war ein Galaessen in ganz großem Kreis mit allen Behördenspitzen. Er feierte die Dekoration, [nämlich] einen Halsorden mit breiter Schärpe um den Oberkörper, der ihm durch den deutschen Gesandten für seine Verdienste um die Hygiene-Ausstellung in Dresden 1913 überreicht wurde. Er erhielt dazu [*d.h. außerdem*] eine Bronzeplakette, die er mir überreichte in Anerkennung der Arbeit meines Mannes, seiner Entwürfe für den chinesischen Pavillon auf der Ausstellung. Mein Mann war [damals im] Herbst 1914 schon in japanischer Gefangenschaft.“¹⁰

Die Entwürfe von Rothkegel umfaßten zwei Gebäude im chinesischen Stil, in beiden Fällen Holzkonstruktionen: eine dreistöckige achteckige Pagode und ein rechteckiger Pavillon, bestehend aus einer Halle (tang) und einem geschwungenen Walmdach. Die Ausstellungsfläche wurde an einer Längsseite durch einen breiten Erker um etwa ein Drittel vergrößert. Der ringsum von einer Veranda umgebene Pavillon erhielt Glasfenster, die einen allseitigen Einblick zuließen. Die Originalität des Pavillons wurde hundert Jahre später durch den chinesischen Denkmalexperthen Zhang Yue aus Hangzhou bei einem Besuch in Dresden attestiert. Er charakterisiert den Bau als eine südchinesische Halle mit Originalmaßen und nordchinesischem Dachstuhl mit rundem First.¹¹ Die relativ kleinen

⁵ SHStA MdI, 3575, Bl. 216-220: Übermittelt vom Auswärtigen Amt Berlin an das Ministerium des Inneren in Sachsen (MDI) am 7.4.1911.

⁶ Offizieller Katalog der Internationalen Hygiene-Ausstellung Dresden Mai bis Oktober 1911, Druck und Verlag: Rudolf Mosse in Berlin, S. 400-404 (StuDeO-Archiv *2629).

⁷ Gertrud Rothkegel: China. Erinnerungen (StuDeO-Archiv *1909), S. 9.

⁸ Ebd., S. 26.

⁹ Übersicht über die wichtigsten der vom Architekten Curt Rothkegel in China geleisteten Arbeiten (StuDeO-Archiv *0976).

¹⁰ Vgl. Fußnote 7, S. 28. – Die Tsingtau-Kämpfer, darunter Rothkegel, waren von November 1914 bis zum Jahreswechsel 1919/1920 in japanischer Gefangenschaft. Siehe hierzu auch StuDeO-INFO Juni 2013, S. 6-12.

¹¹ Chinesischer Pavillon zu Dresden e.V.: Jahresbericht 2011 (StuDeO-Archiv *2630).

Ausstellungsgebäude waren so dimensioniert, daß alle zehn Ausstellungsabteilungen kunstvoll untergebracht werden konnten.



Internationale Hygiene-Ausstellung Dresden 1911
Chinesischer Staatspavillon (links die Pagode)



Im unteren Stock der Pagode war ein chinesisches Zimmer eingerichtet, das „wundervolle, mit blauer geblümter Seide bezogene Möbel birgt“.¹²

Der Architekt Oskar Kramer schreibt in seinem Bericht über die Internationale Hygiene-Ausstellung: „Zum Schluß noch einige Worte über die Bauten der auswärtigen Staaten. [...] Von den übrigen Staaten ist China verhältnismäßig am besten vertreten, hat es doch in seinem kleinen Hallenbau und einem tempelartigen Turm in geschickter Weise heimische Kunstformen verwertet und legt durch diese Bauten ein bedeutsames Zeugnis einer hochentwickelten Technik und eines unverdorbenen Farbensinnes ab.“¹³

Die Dresdner Hygieneausstellung wurde von 5,5 Millionen Menschen besucht und war anscheinend auch für China ein voller Erfolg, weshalb die chi-

¹² Sachsen-Post. Illustrierte Wochenschrift zur Pflege von Heimatsinn und Vaterlandsliebe für Sachsen daheim wie in der Fremde, 5. Jahrg., Nr. 254 vom 16. August 1911, S. 13 (StuDeO-Archiv *2628).

¹³ Oskar Kramer: Die Internationale Hygiene-Ausstellung in Dresden. II. in: Zentralblatt der Bauverwaltung, herausgegeben im Ministerium der öffentlichen Arbeiten. XXXI. Jahrgang 1911, Nr. 81. Berlin: Verlag Wilhelm Ernst & Sohn, S. 498-502, S. 502.

nesische Regierung Curt Rothkegel für seinen Beitrag die oben erwähnte Anerkennung zuteil werden ließ. Der Ausstellungskatalog gibt allerdings keinen Hinweis auf den Architekten wie bei anderen Ausstellern. Bei den chinesischen Gebäuden heißt es jeweils nur: „Erbaut von der chinesischen Regierung“.¹⁴ Vermutlich wollte China gegenüber Deutschland den rein chinesischen Charakter seiner Bemühungen unterstreichen und verschwieg deshalb die Mitwirkung eines Deutschen. Hätte China einen chinesischen Architekten beauftragt, wäre er wohl namentlich genannt worden.

Die spätere Nutzung des Pavillons

Auf einem Lageplan des Ausstellungsgeländes¹⁵ erkennt man, daß die chinesischen Gebäude zu den kleinsten gehörten. Doch ausgerechnet eines davon, nämlich der hallenartige Pavillon, ist das einzige Gebäude der gesamten Ausstellung, das erhalten blieb!

Das ist zunächst der Gemeinde „Weißer Hirsch“ bei Dresden zu verdanken. Sie erwarb den chinesischen Pavillon 1912, um ihn als Lesehalle für ein Sanatorium zu verwenden. Dafür ließ sie ihn abbauen und stellte ihn in ihrer Gemeinde am Rand der Königlichen Staatswaldung oberhalb des Gemeindeamtes (Bautzener Str. 17) wieder auf. Da das Gelände zur Straße hin abfällt, wurde zunächst ein Beton-Unterbau errichtet, der die Schräge ausgleichen und außerdem Heizung und Wirtschaftsräume aufnehmen sollte.¹⁶ Auf diesem Sockel wurde der hölzerne Pavillon 1913 wieder aufgebaut. Vor dem Erker fügte man eine quadratische Terrasse an. Vom Erker aus führte eine Treppe in das Untergeschoß.

Hier hatte nun der Pavillon eine neue Funktion und konnte weiterhin glänzen. In der Lesehalle lagen Zeitungen aus ganz Deutschland und dem Ausland

¹⁴ Machowky, Walter: Die Architektur der Internationalen Hygieneausstellung zu Dresden im Jahre 1911, Bildband. Auf den Seiten 25 und 26 sind Fotos (von Max Fischer) der beiden chinesischen Ausstellungsgebäude abgebildet, die die Unterschriften „Pavillon für China. Erbaut von der chinesischen Regierung“ sowie „Chinesischer Tempel, erbaut von der chinesischen Regierung“ tragen. Beim entsprechenden Foto für Japan steht dagegen „Pavillon für Japan. Architekt Prof. Chuta Ito, Tokio“.

¹⁵ Vgl. Fußnote 13, S. 245.

¹⁶ Vertrag vom 2. April 1912 (Auszug): Die Gemeinde Weißer Hirsch überträgt Max Müller, Bautechniker, als Ausführendem die Ausführung des Unterbaus der Lese- und Trinkhalle im Gemeindegrundstück Bautzenerstraße 17, auf Grund des geforderten Preises von 6.511,26 Mk., Baubeginn: 24. April 1912. Quelle: Gemeindeverwaltung Weißer Hirsch (Stadtarchiv Dresden, Sign. 8.58, Nr. 107).

aus. Später richtete die berühmte Dresdner Molke-
rei Gebrüder Pfund im Untergeschoß die „Pfund-
Trinkkurhalle“ ein.



Kurpark Weißer Hirsch: Lese- und Trinkkurhalle um 1915

Die Funktion als Lese- und Trinkhalle wurde im
Ersten Weltkrieg nur unterbrochen und endete
vorerst mit der Übernahme des Sanatoriums als La-
zarett im Zweiten Weltkrieg. In DDR-Zeiten wurde
im Pavillon zunächst eine Gaststätte, dann (seit
1961) wieder ein Lesecafé betrieben. Nach der
Wende eröffnete 1992 dort das erste Chinarestau-
rant Dresdens, das 1997 leider einen Brand verur-
sachte, der das Gebäude stark beschädigte. Danach
wurde der Pavillon sich selbst überlassen.¹⁷

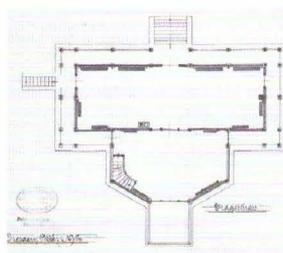
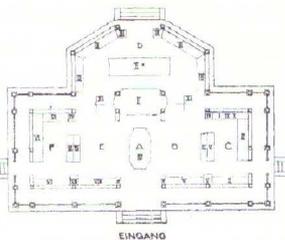
„das Bauwerk zu rekonstruieren und damit einen
Ort für die Entwicklung der kulturellen, wissen-
schaftlichen und wirtschaftlichen Beziehungen
zwischen Deutschland und China zu schaffen.
Gleichzeitig soll der Pavillon in Fortführung der
fast hundertjährigen Tradition für die Bewohner
vom Weißen Hirsch und ihre Gäste ein Ort der Er-
holung, Bildung und Begegnung werden, der sich
aktiv oder fördernd für das Erreichen der satzungsg-
emäßen Aufgaben einsetzt.“

Renate Jährling und ich konnten uns im September
2014 von dem lebhaften Einsatz des Herrn Dr. von
Bargen überzeugen. Er war so freundlich, uns den
Zugang in den Pavillon zu ermöglichen. Mit großem
Elan erzählte er von der Geschichte des Pavil-
lons und den bisherigen Baumaßnahmen, wies auf
Details hin und beantwortete unsere Fragen. Als
erstes wurde das Dach durch maßgefertigte Ziegel
erneuert. Durch Abtragen der verschiedenen Farb-
schichten an den Holzteilen versucht man, die ur-
sprüngliche Bemalung zu erkunden und nachzubil-
den. Die beschädigten Säulen, Dachsparren und
andere Holzbauteile werden akribisch, teils in
Handarbeit, rekonstruiert. Spiegelbildlich zur 1913
gebauten Treppe zum Keller wurde eine zweite
Treppe eingebaut und die Terrasse vor dem Erker

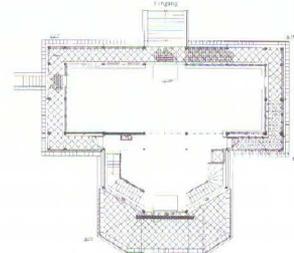
Grundrisse des bis heute bestehenden Chinesischen Pavillons¹⁸



Pagode und Pavillon 1911



Pavillon 1914



2009

Zweiter Retter des Pavillons: Der Verein „Chinesischer Pavillon zu Dresden e. V.“¹⁹

Daß der Pavillon mit seiner bewegten Geschichte
„heute noch lebt“, ist der Initiative von Dr. Malte
von Bargen und Bürgern der Gemeinde Weißer
Hirsch zu verdanken. Sie gründeten im Dezember
2005 den Verein „Chinesischer Pavillon zu Dres-
den e. V.“, der sich unermüdlich für die Restauraie-
rung, möglichst in den ursprünglichen Zustand,
einsetzt, um den Pavillon als multifunktionale öf-
fentliche Begegnungsstätte nutzen zu können. Sie
erreichten, daß das Gebäude als national bedeut-
sames Kulturgut in die Staatsförderung aufge-
nommen wurde. Der Verein setzt sich zum Ziel,

vergrößert. Von hier aus hat man einen schönen
Blick auf den kleinen Stadtpark mit seinen hohen
Bäumen. Der Pavillon ist überhaupt von Bäumen
umgeben, ist doch gleich hinter ihm der Stadtwald.



In der Halle des Pavillons, September 2014

¹⁷ Vgl. Fußnote 11.

¹⁸ Vgl. Fußnoten 6, 16 und 11.

¹⁹ Vgl. Fußnote 11.

Parallel zu den Renovierungsarbeiten finden im Pavillon, soweit die Baumaßnahmen es erlauben, Veranstaltungen statt, um den Bau schon mit Leben zu füllen und die Finanzierung des Vorhabens zu unterstützen. Die Nutzung des Gebäudes gestaltet sich bereits vielfältig. Chinesische Künstler treten auf, eine chinesische Tai Ji- und TCM-Lehrerin gibt im Pavillon Tai Ji- und Chinesischkurse. Im Rahmen der Städtepartnerschaft mit Hangzhou fand am 18. September 2013 ein Symposium über wirtschaftliche Effekte einer Städtepartnerschaft mit China statt. Benefizkonzerte werden organisiert, wie z.B. „Im Banne der Nachtigall“ am 5. September

2014, um nur einige Beispiele zu nennen.

Förderungen erhält der Verein vom Staat und von privater Seite. Ich darf in diesem Zusammenhang auf die Möglichkeit hinweisen, daß jeder diesem Werk durch Spenden helfen kann: Chinesischer Pavillon zu Dresden e.V., Commerzbank Dresden, IBAN: DE44 8504 0000 0181 5646 00, BIC: COBADEFFXXX.

Homepage: www.chinesischer-pavillon.de

Es ist wohl wahr, dieses älteste in Deutschland noch bestehende Bauzeugnis der chinesisch-deutschen Beziehungen lebt! Es ist nun 104 Jahre alt geworden.

Walter Hermann Refardt – ein Leben in Japan

Christian Boden

Walter Hermann Refardt wurde am 13. Februar 1923 in Kobe als Sohn von Otto Refardt (1883-1982) und Fumi Maria Tada (1895-1975) geboren. Sein Vater, Leiter der Deutschen Wissenschaftlichen Buchhandlung G. C. Hirschfeld Gomei Kaisha, war langjähriges Vorstandsmitglied des Club Concordia in Kobe sowie ab 1931 Vorsitzender des dortigen Deutschen Schulvereins. Mit seinem Buch „Die Deutschen in Kobe (Alt-Kobe)“ hat Otto Refardt sich für das Deutschtum in Japan besonders verdient gemacht.¹

Walter Refardt besuchte die Grundschule in der deutschen Schule Kobe von 1929 bis 1934, danach ab 1935 das Gymnasium in Celle. Dort wohnte er bei Bekannten seines Vaters und lernte in den folgenden Jahren auch die deutsche Verwandtschaft kennen. Er wäre gern in Deutschland geblieben, um noch das Abitur zu machen. Auf ausdrücklichen Wunsch des Vaters kehrte er jedoch am 21. März 1939 mit der „Gneisenau“ nach Japan zurück. Sein Vater erkannte schon die Wolken, die über Deutschland heraufzogen, und machte sich große Sorgen.

1939 begann Walter eine kaufmännische Ausbildung bei der Fa. Winckler in Kobe. Im Oktober 1944, inzwischen Angestellter der Firma, wurde er vom deutschen Marinestützpunkt Kobe als Dolmetscher angefordert, „weil sie bei mir gute Japanisch-Kenntnisse voraussetzten. Meine Mutter war nämlich Japanerin.“ Die jungen U-Boot-Fahrer waren meist im gleichen Alter wie Walter und er

schloß viele Freundschaften, die über Jahrzehnte hielten. „Eine größere Zahl der Soldaten, die in Japan oder Südostasien stationiert gewesen waren, gründeten später die ‚Nippon Crew‘, die sich jedes Jahr einmal trifft.“² Walter hat mit den Freunden aus dieser Zeit, so lange er konnte, ausführlich korrespondiert und sich mit ihnen auch mehrfach in Deutschland und Japan getroffen.



Die Brüder Hans und Walter Refardt

Walters älterer Bruder Hans Adolf Refardt, 1921 geboren, starb am 7. Februar 1949 nach langer schwerer Krankheit, Spätfolge einer mehrmonatigen Haft in japanischen Gefängnissen, in die ihn eine Verleumdung der Gestapo 1945 gebracht hatte. Walter hat seinen großen Bruder sehr verehrt. Er berichtete einmal, wie verzweifelt er damals war: „Ich wußte nicht mehr, wie es weitergehen sollte.“

¹ Otto Refardt: Die Deutschen in Kobe (Alt-Kobe), OAG Tokyo 1956, Kopie StuDeO-Archiv-Nr. *0195. Neu aufgelegt und ins Japanische übersetzt von Mitsuko Tanaka 2008, siehe StuDeO-Bibl. 2806.

² Zitate aus: Walter Refardt: Meine Zeit beim Marinestützpunkt Kobe 1944/1945, siehe StuDeO-INFO April 2006, S. 13-16, und StuDeO-Archiv *1581.

Im Jahre 1949 heiratete er Keiko Kubota, 1925 geboren, die Tochter von Nachbarn, die auch in der evangelischen Kirche aktiv waren. Mit dieser Familie waren die Refardts schon sehr lange befreundet.

Berufs- und Privatleben

Ab 1. Februar 1950 übernahm Walter die Niederlassung Kobe der SCEI (Societa Commissionaria di Esportazione e di Importazione, Stammhaus in Zürich), die verschiedene japanische Produkte nach Südostasien sowie Bootsbeschläge in die USA exportierte. Ab ca. 1960 importierte die SCEI aus Deutschland Metallkreissägemaschinen über die Fa. Hansabras von Hans G. Boden, Walters Vetter. Man kannte sich noch aus der Schulzeit, als Walter bei Bodens in Hamburg zu Besuch war. Mitte 1978 wurde die SCEI in Kobe aufgelöst. Ende 1977 gründete Walter eine eigene Firma namens „Walter Refardt“, die weiter Bootsbeschläge in die USA lieferte. In dieser Zeit nahm er auch wieder die Vertretung der amerikanischen Versicherung AFIA Home Insurance auf. 1991, mit 68 Jahren, beendete er schließlich seine Berufstätigkeit.

Neben seiner Arbeit engagierte er sich ab 1975 etwa drei Jahrzehnte lang ehrenamtlich im Kirchenvorstand der evangelischen Kirchengemeinde Kobe-Osaka und als Vertreter der EKK im Board of Trustees der KUPC (Kobe Union Protestant Church) als Schatzmeister und als Rechnungsprüfer.

Im Oktober 1989 verkauften die Refardts ihr Haus in Ikuta-Ku (dem Stadtteil von Kobe, wo früher die meisten Ausländer lebten) und zogen in eine Wohnung nach Mikage (einem Stadtteil weiter östlich) um. Danach machten Walter und Keiko eine Weltreise, bei der sie auch zum Familientag der Refardts in Hermannsburg kamen und viele alte Freunde trafen. Die Kreuzfahrt über die Ostsee nach St. Petersburg mit der „Royal Viking Sun“ war ein ganz besonderes Erlebnis, an das beide später noch oft dachten. Sehr gut gefiel es ihnen anscheinend auch auf Big Island Hawaii, denn dort kauften sie sich um 1990 eine weitere Wohnung. Mit der Zeit wurde die weite Anreise dann aber doch zu beschwerlich, so daß sie dieses Domizil wieder aufgeben mußten.

Das große Erdbeben vom 17. Januar 1995 in Kobe überstanden Walter und Keiko überraschend gut. Einige Schränke und Vasen usw. fielen zwar um, leider zerbrach dabei auch viel teures Geschirr und Kristall, aber das war zu verschmerzen. Auch Telefon, Wasser und Strom waren kurzzeitig unterbrochen, doch schon nach kurzer Zeit konnten sie die besorgte Familie und Freunde telefonisch beruhigen. Schlimmer war das mehrfach tägliche Wassertragen bis in die 6. Etage für sich und ältere

Nachbarn. Erst später erkannte man, daß diese große Belastung erhebliche Herzschäden verursacht hatte.



Blick von der Sommerwohnung auf dem Rokko auf Kobe und seine künstlichen Inseln

Im Sommer fuhren Keiko und Walter oft zu ihrer Wohnung auf dem Rokko (Berg bei Kobe), um der Hitze zu entgehen, zuletzt leider immer weniger, weil Walter nierenkrank war und jeden zweiten Tag zur Dialyse nach Kobe fahren mußte.



Walter und Keiko Refardt

Seine letzten Jahre wurden immer einsamer. Die alten Freunde waren entweder in die Heimat nach Deutschland usw. gezogen oder sie waren früh verstorben. Die gelegentlichen Besuche der Familie und der alten

Freunde aus Deutschland und dem weiteren Ausland boten glücklicherweise einen gewissen Ausgleich, ebenso die schönen Telefonate mit ihnen. Walter hatte Probleme mit seinen Augen und konnte zuletzt fast gar nicht mehr lesen – dabei war ihm die tägliche Zeitungslektüre immer sehr wichtig gewesen. Sein Geist aber blieb wach bis in seine letzten Tage. Er starb am 11. Juli 2014 mit 91 Jahren.

Walter war immer freundlich und hilfsbereit – und ein lebendes Lexikon für alles, was die Deutschen und die anderen „Gaijin“ (japanische Bezeichnung für westliche Ausländer) in Kobe betraf. Mehrfach wurde er vom japanischen Fernsehen und von Zeitungen hierzu interviewt. Man konnte von ihm viel über Japan, über Kultur und Geschichte, Verhalten der Menschen und Einschätzung von Situationen im täglichen Leben lernen.

Vierzig Jahre Freundschaft zwischen Naruto und Lüneburg

Robert Telschig

Jubiläen, Jahres- oder Gedenktage – sie kommen und gehen, jahrein, jahraus. Manchmal erinnern wir an traurige Geschehnisse in unser aller Vergangenheit, manchmal zelebrieren wir die Wiederkehr schöner Ereignisse.

Das Jahr 2014 hatte viele Gedenktage. Allen voran fällt einem da der Ausbruch des Ersten Weltkrieges ein, der sich zum 100. Mal jährte. Die Auswüchse dieses hauptsächlich von den europäischen Großmächten ausgefochtenen Krieges lassen sich bis nach Ostasien zurückverfolgen, etwa nach Tsingtau im deutschen Pachtgebiet Kiautschou. Die dort stationierten deutschen Marinesoldaten wehrten sich – verstärkt um aus Peking und Tientsin herbeigerufene Soldaten und um deutsche Zivilisten aus Tsingtau und anderen Städten Ostasiens – gegen eine Übermacht japanischer Soldaten, unterlagen aber letztlich. Die rund 4.700 Männer wurden dann gegen Ende des Jahres 1914 in die japanische Kriegsgefangenschaft verschifft, die für die meisten bis auf wenige Ausnahmen bis Anfang 1920 dauerte. Nicht unbedingt das größte, auch nicht unbedingt das mit den meisten Insassen, aber das auf Grund der humanen Behandlung der Gefangenen heute noch am besten in Erinnerung gebliebene Kriegsgefangenenlager befand sich im Dorf Bando, das heute zur Stadt Naruto gehört [siehe Lageplan S. 51].

Diesem historischen Erbe versucht die Stadt Naruto auf verschiedenen Ebenen gerecht zu werden. Ein erster Schritt in ihrer Auseinandersetzung mit Deutschland war die Errichtung eines „Deutschen Hauses“ (The Naruto German House),¹ das im Mai 1972 seine Pforten

öffnete und einen Ausstellungsbereich zum Lager Bando und seinem als relativ frei bekannten Alltagsleben bot. Ein weiterer Schritt der Stadtverwaltung war es, eine Partnerschaft mit einer deutschen Stadt aufzubauen. Mit dem niedersächsischen Lüneburg fand die Stadt Naruto einen Partner, mit dem es viele Ähnlichkeiten gab: eine ähnliche Einwohnerzahl, eine Geschichte des Salzhandels, Tourismus als wichtiger Wirtschaftsfaktor.

Im April 1974 unterzeichneten die damaligen Oberbürgermeister beider Städte den Städtepartnerschaftsvertrag in Lüneburg. Zunächst sandte man jedes Jahr abwechselnd Freundschaftsdelegationen in die jeweilige Partnerstadt. Das Interesse war auf beiden Seiten sehr groß: mit der ersten Delegation aus Naruto reisten 1974 beispielsweise 50 Bürger, mit der zweiten waren es 47 Personen (aus Lüneburg reisten 1975 21 und 1977 13 Personen nach Naruto). Doch waren und sind diese Delegationen immer nur Einzelveranstaltungen, deren Vorbereitung zwar viel Aufwand erfordert, die aber in vier bis fünf Tagen meist vorbei sind.

Die restliche Zeit des Jahres sind es vor allem die deutsch-japanischen bzw. japanisch-deutschen Gesellschaften in Lüneburg und Naruto, die das Interesse für die Partnerstadt und deren Land aufrechterhalten. Gerade die Lüneburger DJG hat in den Jahren seit ihrer Gründung 1980 (die JDG Naruto kam ihr zwei Jahre zuvor) dafür gesorgt, daß die Stadt Naruto mehr und mehr



*Auf ewige Freundschaft
Empfang am ehemaligen Lager Bando mit Cosmeen,
den „Blumen der Freundschaft“*



*Die Oberbürgermeister von Lüneburg und Bando am
Gedenkstein der Deutschen Bundesregierung (1976),
hinten Volker Geball, Vorsitzender der DJG Lüneburg*

Prefecture, Japan; Tel. +81 (0)88 689 0099, Fax +81 (0)88 689 0909, E-Mail: doitukan@city.naruto.lg.jp, Website: http://www.city.naruto.tokushima.jp/contents/germanhouse_deutsch. – Der Verfasser ist der „Coordinator for International Relations“.

Material zum Kriegsgefangenenlager Bando erhielt. Der Platz im Deutschen Haus reichte dafür nicht mehr aus, was u.a. ein Grund dafür war, daß Naruto ein neues, heute als das „Deutsche Haus Naruto“ bekanntes Gebäude errichtete. Eingeweiht im Oktober 1993, bot es nun nicht nur eine um ein Vielfaches erweiterte Ausstellungsfläche, sondern auch einen Veranstaltungssaal und ein Konferenzzimmer. Gerade der Saal ist heute ein nicht mehr wegzudenkender Ort der Begegnung von Menschen unterschiedlicher Couleur. Viele wichtige Persönlichkeiten konnte dieser Saal schon willkommen heißen, u.a. den deutschen Bundespräsidenten Christian Wulff (2011) oder den derzeitigen japanischen Kaiser, den Tenno Akihito.



Begrüßung am Deutschen Haus Naruto, 17. Sept. 2014



Bestätigung der Städtepartnerschaft durch die Oberbürgermeister Michihiko Izumi (links) und Ulrich Mädge

Mit der Zeit ist die Städtepartnerschaft vielfältiger und umfangreicher geworden, wozu auch viele engagierte Bürger auf beiden Seiten beigetragen haben. Daher glich das im Jahr 2014 abgehaltene Jubiläum zu „Vierzig Jahre Städtepartnerschaft“ eher einem Wiedersehen guter alter Freunde als einem streng formellen Akt. Davon zeugt sicherlich auch, daß die im Oktober 2014 angereiste Lüneburger Delegation 60 Teilnehmer zählte und damit zur bisher größten Freundschaftsdelegation in der Geschichte der Partnerschaft wurde. Mit zwei großen Bussen wurde die Stadt Naruto und die Präfektur Tokushima bereist: neben den wichtigsten Stand-

orten in Naruto wie dem Deutschen Park und dem Deutschen Haus stand dieses Mal ein Ausflug in den Westen von Tokushima auf dem Programm. Dort befindet sich die Region Iya, bekannt für ihre schönen Berge und Täler, die durch den Fluß Yoshino und dessen Aus- und Zuläufer geformt wurden. Höhepunkt des Ausfluges war das Überschreiten der Rankenbrücke Kazurabashi, rund 15 Meter über einem Flußtal [siehe Farbbild S. 51].



Abschiedsveranstaltung der JDG Naruto, 19. Sept. 2014
Fotos: Renate Jährling

Genereller Höhepunkt war jedoch Sonntag, der 19. Oktober, der zunächst mit dem in kleineren Gruppen abgehaltenen Familientag begann. An solch einem Familientag verbringen die Teilnehmer der Lüneburger Delegation, meist zu zweit, mehrere Stunden mit einer japanischen Gastfamilie. Sie werden, in der Regel zusammen mit einem Dolmetscher, nach dem Frühstück am Hotel abgeholt. Auf diese Weise lernen sich beide Seiten persönlich besser kennen und die Deutschen können sehen, wie eine japanische Familie wohnt. Nach einem gemeinsamen Mittagessen, z.B. in einem japanischen Restaurant, wurden die Gäste ins Hotel zurückgebracht. Anschließend sammelten sich die Freundschaftsdelegation und die jeweiligen Gastgeber wieder für eine Reihe festlicher Veranstaltungen, unter anderem einer feierlichen Zeremonie zur Bestätigung der Städtepartnerschaft sowie der Abschiedsabendveranstaltung der JDG Naruto. Letztere endete mit dem gemeinsamen Tanzen des traditionellen Awa-Volkstanzes von Tokushima, der allen Beteiligten sicherlich noch lange in Erinnerung bleiben wird.

2014 war ein Jahr, das uns gezeigt hat, wie aus einer durchaus traurigen Geschichte, die sich vor 100 Jahren ereignete, etwas erwachsen kann, wodurch viele Jahre später zwei Städte und deren Bürger zueinanderfinden. In den kommenden Jahren stehen weitere, für die deutsch-japanische Freundschaft wichtige Jubiläen an: 2017 jährt sich die Eröffnung des Lagers Bando zum 100. Mal und 2018 können wir das 100. Jubiläum der asiatischen Erstaufführung von Beethovens Neunter im Lager Bando begehen.

Impressionen von der Japanrundreise mit der Lüneburger Delegation

Renate Jährling

Zum ersten Mal nach Japan! Ich hatte mich der Lüneburger Delegiertenreise angeschlossen, an der auch die Japankennerin und StuDeO-Freundin Freya Eckhardt teilnahm. Die Reise begann in Naruto, einer Kleinstadt an der Nordoststecke Shikokus, mit den Feierlichkeiten zum 40. Jubiläum der Städtepartnerschaft Lüneburg – Naruto, wie von Robert Telschig vorstehend beschrieben.



Teeceremonie, gestaltet von Keiko Otsuka in ihrem Haus

Am letzten Tag, dem 20. Oktober 2014, wurde unsere Gruppe frühmorgens im Rathaus herzlich verabschiedet. Alle waren gekommen, der Oberbürgermeister und andere Vertreter der Stadt, die Vorsitzende der Japanisch-Deutschen Gesellschaft Naruto (Musikprofessorin Yuriko Murasawa), viele Vereinsmitglieder, auch unsere Gastmutter vom Vortag (Frau Keiko Otsuka). Die Abgeordneten der Hansestadt Lüneburg dankten in unserem Namen für die unvergleichliche Gastfreundschaft, die wir in Naruto erleben durften.

Die Lüneburger Gruppe teilte sich anschließend auf: Die Abgeordneten reisten nach Deutschland zurück und etwa zwölf Schüler (überwiegend Mädchen) blieben im Schüleraustausch in Naruto. Die Mehrzahl, rund vierzig Teilnehmer, begab sich auf eine zehntätige Bus-Rundreise an verschiedene Orte auf Shikoku (Takamatsu und Matsuyama) und auf der großen Nachbarinsel Honsho (Hiroshima, Onomichi, Kurashiki, Okayama, Schloß Himeji, Kobe, Nara, Kyoto, Osaka). Es begleiteten uns Volker Geball, der Vorsitzende der Deutsch-Japanischen Gesellschaft Lüneburg, Monika Breuter als Dolmetscherin und ein japanischer Reiseleiter. Auf dem Programm standen Burganlagen und Schlösser, buddhistische und shintoistische

Tempel sowie reizvoll gestaltete japanische Gärten. Die Herbstfärbung setzte gerade ein.

Der Besuch in Hiroshima beeindruckte mich tief. Seitdem die Stadt am 6. August 1945 durch die erste Atombombe fast vollständig zerstört wurde, gilt sie, längst wieder aufgebaut, als „Mahnmahl für den Frieden“ – es gibt einen Friedenspark mit Friedensgedächtnismuseum und dem Atombombendom (die Ruine der ehemaligen Ausstellungshalle der Präfektur gehört heute zum Weltkulturerbe). Am Morgen des 22. Oktober empfing uns Bürgermeister Matsui im Rathaus. Er verspätete sich ein wenig, weil er sich erst um einen nach tagelangem Regen ausgelösten Erdbeben mit Toten und Verletzten kümmern mußte. Gleichwohl wandte er sich uns freundlich plaudernd zu und erzählte, daß von den deutschen Kriegsgefangenen des Ersten Weltkriegs drei Dinge geblieben seien: Baumkuchen und Fußball aus dem nahe gelegenen Lager Ninoshima und die Neunte von Beethoven aus dem Lager Bando bei Naruto. Dann stimmte er „Freude, schöner Götterfunken“ an und meinte schmunzelnd: „Ich verstehe zwar nicht, was ich singe, aber ich singe!“



*Im Friedensgedächtnismuseum Hiroshima
Die in 400-500 Meter Höhe explodierte Atombombe (Ball)
zerstörte im Umkreis von 2 km Leben und Häuser*

Die „Ode an die Freude“ scheint in Japan sehr beliebt zu sein, sie wurde uns mehrmals vorgetragen. Viele Japaner singen überhaupt gerne, ohne Hemmungen, und treten überraschend locker vor Publikum auf. Das Land fühlt sich offensichtlich mit Deutschland sehr verbunden, auch wenn im Zuge der Anglisierung der Welt an den Schulen die deutsche Sprache nicht mehr unterrichtet wird. In

vielen Orten pflegen Japanisch-Deutsche Gesellschaften (JDG) die Beziehungen zwischen den beiden Ländern, wie umgekehrt auch zahlreiche Deutsch-Japanische Gesellschaften (DJG) in Deutschland. Auf unserer Rundreise waren wir dreimal, in Takamatsu, Hiroshima und Osaka, von lokalen JDGs zu festlichen Abendveranstaltungen eingeladen, mit opulentem japanischem Essen, Tanzdarbietungen, Chor- und Liedgesang mit Klavierbegleitung. Eine Besonderheit erlebten wir in Hiroshima: Eine alte Dame, in eine traditionelle japanische Kleiderschürze gewandet, unterwies uns auf Deutsch an der Schiefertafel in der Herstellung von Tofu. Überall wurde darauf geachtet, daß sich Deutsche und Japaner zum besseren Kennenlernen an den Tischen mischten.

In Kobe lösten Freya Eckhardt und ich uns von der Gruppe, um einen Tag mit Frau Keiko Refardt (vgl. S. 35f.) zu verbringen. Wir trafen sie im Internationalen Club zum Mittagessen (der deutsche Club Concordia existiert nicht mehr). Frau Refardt fuhr uns anschließend die kurvenreiche Straße auf den Rokko, den Hausberg von Kobe, hinauf, der sich 900 m über dem Meeresspiegel erhebt. Als erstes strebten wir den Internationalen Friedhof an. Er erstreckt sich weit auf dem hügeligen und bewaldeten Gelände.

Freya Eckhardt erzählte, daß er sich ursprünglich – seit etwa 1870 – im Stadtgebiet Kobe befunden hat. Da Friedhöfe in Japan nicht aufgegeben werden, aber Kobe Bauland brauchte, gab es in den 1950er Jahren ein Abkommen mit den verschiedenen Nationen, daß man auf dem Rokko einen neuen Friedhof anlegen und alle bereits Bestatteten nach Nationen und Konfession getrennt umbetten und den Friedhof und die Gräber auf Kosten der Stadt pflegen würde. So geschah es und wird bis heute so gehalten. Als der Friedhof sich später zu einem beliebten Ausflugsort zu entwickeln drohte, wurde er eingezäunt. Er wird bewacht und der Zugang ist auf Angehörige begrenzt. Die Einteilung in Sektionen für die verschiedenen Nationen und für Juden und Moslems ist gut zu erkennen. Die deutschen Gräber liegen in einer Sektion mit den englischen zusammen.

Frau Refardt wartete geduldig im Auto, bis ich – geleitet von Freya Eckhardt, deren Vater Hans Selig

(1910-1992) hier begraben liegt – die deutschen Grabsteine für die StuDeO-Fotothek fotografiert hatte. Wir stießen unweit des Eingangs auf die Gräber von Otto und Fumi Maria Refardt und deren Sohn Hans Adolf Refardt und beim weiteren Durchgehen unter anderem auf die Namen Maximilian Rudolf Oberlein, Heinz und Irmgard van der Laan, Dirk van der Laan (1938-2009), der uns zweimal besucht und Material für StuDeO mitgebracht hatte, Alfred Schirmer und Hedwig Heinze (1909-1983), die beliebte Lehrerin. Danach fuhr uns Keiko Refardt zu den Plätzen, die mir aus Archiv-Berichten bekannt waren: zum inzwischen zweimal erweiterten Rokko-Hotel, zum Bergsee, an dem die Kinder sich gerne tummelten, sie wies auf die Drahtseilbahn hin, die damals nicht immer



*Im Internationalen Friedhof Kobe
(Kobe Foreign Cemetery) auf dem Rokko*

funktionierte, und ließ uns von der Aussichtsplattform eines Restaurants den fantastischen Blick auf Kobe und seine Bucht in Ruhe betrachten. Trotz der diesigen Sicht konnte ich zwei künstliche Inseln erkennen. Auf der einen befindet sich heute die Deutsche Schule bzw. European School, Nachfolgerin der Deutschen Schule Kobe (DSK). Den ereignisreichen Tag beschlossen wir drei gemütlich in einem Sukiyaki-Restaurant.

Der Besuch in der Shimizudani Highschool in Osaka am 28. Oktober erwies sich als einer der Höhepunkte der Reise. Wir kannten den hervorragenden Schulchor bereits von einem Gastspiel in Lüneburg.¹ Der Empfang an der Schule und das für uns vorbereitete Programm waren überwältigend.

Lehrer, Schüler, Mitglieder des Schulchors und des „Ensemble La Luce“ (ein Studentenchor aus ehemaligen Schülern) mit ihrer Chorleiterin Makiko Takuma hießen uns am Eingang – mit deutschen Fähnchen winkend – willkommen. Man führte uns in ein Klassenzimmer, wo beide Seiten Ansprachen hielten, denen ein Diavortrag des Direktors über das japanische Schulsystem und ein Vergleich mit dem deutschen folgte. Wir erfuhren, daß der Unterricht in Japan üblicherweise bis 16 Uhr dauert, woran sich noch Sportunterricht oder eine Arbeitsgemeinschaft, z.B. eine Chor- oder Orchesterprobe, anschließen können. Unvermittelt erhob der Direktor seine schöne Baritonstimme, um die „Loreley“ zu singen – den Lüneburgern zu Ehren, denn er wußte zu berichten, daß Heinrich Heine, als er seine Eltern in Lüneburg besuchte, solche Sehnsucht nach seiner rheinischen Heimat

¹ Vgl. StuDeO-INFO Juni 2014, S. 43.

bekam, daß er dort dieses berühmte Gedicht schrieb: „Ich weiß nicht, was soll es bedeuten, daß ich so traurig bin...“.



In der Shimizudani Highschool in Osaka

Hinterher gab es Gelegenheit für geselliges Beisammensein, die Schüler und Studenten mischten sich unter die deutschen Gäste. Bald wurden wir zu einem Rundgang durch die Schule bis zum Sportplatz mit Einblicken in Klassenzimmer, in denen unterrichtet wurde, und zu einer Visite im Schulmuseum eingeladen. Schließlich erschien das Fernsehen und interviewte einige von uns. Als Dolmetscherinnen wirkten Monika Bereuter und das Vorstandsmitglied der JDG Osaka, Frau Nobuko

Wada, die mehrere Jahre in München studiert hat und hervorragend Deutsch spricht.

Und wann dürfen wir den Chor hören, fragten wir schließlich. Frau Makiko Takuma hatte sich etwas Besonderes ausgedacht. Im Übungsraum führte sie uns eine Chorprobe vor, die überraschend mit gymnastischen Übungen begann, zur Entspannung von Körper und Geist und damit auch der Stimmbänder, wie sie sagte, sicherlich sinnvoll nach stundenlangem anstrengendem Schulunterricht. Der Studentenchor kam dazu. Und dann erlebten wir ein großartiges Potpourri aus klassisch-westlichen Kompositionen, deutschen und japanischen Volksliedern und vielem mehr. Der urkomisch dargebotene Schreibmaschinen-Sketch von Jerry Lewis mit dem „Kling“ bei jedem Zeilenwechsel begeisterte wie schon in Lüneburg das Publikum und wurde wiederholt. Das Fernsehen zeichnete alles auf.

Dieser Tag in Osaka endete spektakulär in einem Bierkeller, dem „München Beer & Restaurant“ – für mich ein „Heimspiel“, weil ich ja in München zu Hause bin. Bei Sapporo-Bier und deutsch-japanischer Küche unterhielt uns das von Frau Takuma geleitete Ensemble La Luce (die Schüler durften nicht mit) herrlich mit Temperament, Witz und guter Laune. Der Abschied fiel beiden Seiten nicht leicht. Gerührt gingen wir auseinander, jedoch in der Gewißheit eines baldigen Wiedersehens in Lüneburg.



Mein Campusleben in Tokyo

Miriam Voge

Als Austauschstudentin des Japanologie-Instituts der Universität Heidelberg studiere ich seit vergangem September an der Seikei-Universität in Tokyo.

Das internationale Studentenwohnheim, in dem ich untergebracht bin, grenzt direkt an den Campus, also eine optimale Wohnlage, wenn man sich einmal die durchschnittliche Anreisedauer von Studenten ansieht, die in Tokyos Vorstädten wohnen und täglich eine gute Stunde brauchen, um an die

Uni zu gelangen. Das Wohnheim kommt aber nicht nur meinem Zeitmanagement zugute, sondern bereichert auch mein Sozialleben, da ich mit zwanzig anderen Austauschstudenten aus den unterschiedlichsten Ländern sowie fünf japanischen Studenten zusammenlebe. Durch viele Gespräche über internationale Politik und kulturelle Unterschiede mit jungen Gleichaltrigen aus China, Thailand, Australien, England und Japan hat sich der Horizont meines Weltbildes bisher schon sehr erweitert und ich

habe bereits gelernt, den ein oder anderen Aspekt mit anderen Augen zu sehen.

Da insgesamt nur zwei Dutzend Studenten hier wohnen, ist der Zusammenhalt im Vergleich zu größeren, anonymen Wohnanlagen sehr innig, und wir verbringen die meiste Zeit mit Gesprächen, Ausflügen, gemeinsamem Kochen internationaler Gerichte und vielem mehr, weswegen ich mich von Beginn an sehr gut aufgehoben gefühlt habe. Ich merke deutlich, daß sich das Internationale Institut meiner Uni fürsorglich um uns Austauschstudenten kümmert. Es wählt nicht nur jedes Jahr die fünf japanischen Studenten, die mit uns wohnen dürfen, sorgfältig aus, sondern erkundigt sich auch regelmäßig nach unserem Wohlbefinden.

Ähnlich verhält es sich mit den Lehrkräften. Da die durchschnittliche Teilnehmerzahl in den Japanisch-Kursen auf fünf bis zehn Studenten beschränkt ist, kann jeder individuell gefördert werden, und es kommt automatisch eine familiäre Atmosphäre auf, so daß es nicht verwunderlich ist, wenn der eine oder andere Lehrer einen über Persönliches, wie etwa die Ferienpläne, ausfragt.

Da ich mir für mein Auslandsjahr vor allem die Verbesserung meiner Sprachfähigkeit im Japanischen zum Ziel gesetzt habe, habe ich bisher nur Sprachkurse besucht. Im nächsten Semester, das im April beginnt, möchte ich mich aber auch einmal in größere Vorlesungen von z.B. Wirtschaft oder Geschichte setzen.

Über das Angebot der Kurse hinaus gibt es an meiner Universität für Austauschstudenten die Möglichkeit, als sogenannter Teaching Assistant zu arbeiten, also an Sprachkursen für japanische Studenten als Assistentkraft teilzunehmen. Ich arbeite als "TA" für Englisch und Deutsch, wobei ich jeweils eine Semesterwochenstunde mit japanischen

Studenten englische Konversation übe bzw. deutsche Aussprache und Grammatik trainiere. Diese Arbeit ist sehr interessant, da immer wieder spannende Diskussionen entstehen, besonders im Englischkurs, in dem die Studenten bereits auf fortgeschrittenem Sprachniveau sind. Gelegentlich haben wir bis in den späten Nachmittag hinein – und damit weit über die Unterrichtszeit hinaus – weiter diskutiert. Nicht zu-



Ausflug mit meiner Studentengruppe

letzt auf diesem Wege habe ich neue Kontakte knüpfen und neue Freunde in Japan finden können. Ein weiterer Aspekt des japanischen Schul- und Universitätssystems ist das Club-Leben. Sport- und Musik-Clubs, wie etwa Basketball-, Volleyball-, Schwimmclub oder aber Big Band-Orchester bis hin zum Kunstclub, agieren in der Regel auf einem sehr professionellen Niveau und haben einen hohen Stellenwert. Dieses Prestige kann einem sogar über die Universität hinaus Wege ins Karriereleben ebnen, wenn etwa ein früherer Teamkollege des Baseball-Clubs beim potentiell zukünftigen Chef ein gutes Wort für einen einlegt. Solch glorreiche Vorteile erhoffe ich mir nun nicht direkt. Nichtsdestotrotz möchte auch ich ab kommendem Semester einmal Gebrauch von diesem breitgefächerten Angebot an AGs und Clubs machen.

Auf der indonesischen Insel Sumba leiden Hunderttausende unter Wassermangel

Martin Baier

Quelle: Freundeskreis Indonesische Außeninseln e.V. (FIA) – Persekutuan Guna Sahabat-Sahabat Nusantara: Rundbrief November 2014.

„Vor 140 Jahren hatten die Dorfbewohner auf der Hochfläche der Schwäbischen Alb kein sauberes Wasser. Was von Strohdächern und Zisternen ge-

sammelt wurde, war strohgelb bis kaffeebraun, was in den Hülen¹ zusammenfloß und zum Waschen und als Viehtränke diente, war unreines, stinkendes und ekelhaftes Wasser. Bei Mensch und Tier kam es zu Krankheiten und verminderter Lebenserwar-

¹ Hüle bezeichnet auf der Albhochfläche einen Teich, der sich um Vulkanschlote gebildet hat.

tung. Doch dann setzte mit staatlicher Hilfe die Albwasserversorgung ein. Heute spricht kaum jemand mehr von dieser Not. Allen Albbewohnern steht reichlich Trink- und Badewasser zur Verfügung.

Die indonesische Insel Sumba [etwa 500 km östlich von Bali], Indonesiens Armenhaus, wartet bis jetzt vergeblich auf eine derartige wasserbautechnische Pionierleistung. Wie unsere Alb ist Sumba reines Karstgebiet. Periodisch wiederkehrende Dürrekatastrophen haben Hunger und Wassermangel zur Folge, das Vieh muß geschlachtet und exportiert werden. Stundenlang wandert der Bauer und Viehhirt zu tief eingeschnittenen Schluchten, wo Wasser aus dem Getröpfel einer versiegenden Quelle gewonnen wird. Zum Essen dienen nur noch Maniokwurzeln und in langem Prozeß entgiftete Iwi-Knollen aus den noch nicht abgeholzten Gebirgswäldchen im Innern der Insel. 2011 war eine solche Dürrekatastrophe, die den Norden und Osten der Insel heimsuchte. Unsere Kirchenleitung und humanitäre Organisationen stellten Geld zur Verfügung, so daß die größte Religionsgemeinschaft der Insel, die reformierte GKS-Kirche (Christliche Kirche von Sumba) solchen Dörfern helfen konnte.“

Pfarrer Martin Baier, dessen Vorfahren aus Dörfern der Ost-Alb stammen, und der selber Pfarrer in einer Albgemeinde war, besucht jetzt schon viermal hintereinander jedes Jahr die Insel. Bis jetzt hört er alles andere als besserwissend stumm zu, was ihm Viehzüchter, Gemeindepfarrer und Priester von Missionsorden erzählen. In seinem letzten Reisebericht vom Juli 2014 schreibt er:

„Im Südosten der Insel, in Lamboya, hat sich ein Elsässer niedergelassen. André Graff, 57 Jahre alt, stammt aus einer protestantischen Familie bei Colmar und stellt sich mir als ‚Albert Schweitzer‘ in Sachen Wasserversorgung für Sumba vor. Vor zehn Jahren hat er eine einträgliche Karriere in Frankreich aufgegeben und ging nach Sumba, um mit seinem umfassenden technischen Knowhow Tausenden von Menschen zu dauernd verfügbarem frischem Wasser zu helfen. Wie ein Sumbanese lebt er in einer besseren Hütte mit Bambusgeflecht als Wand und einem Grasdach. Wir steigen den Steilhang 110 m hinunter ins Tal. Dort ist eine Quelle mit reichlich Wasser, eine ‚Lorentz‘-Pumpe (die beste mit Sonnenenergie angetriebene Pumpe der Welt), die das Wasser über drei Verteilerstellen (kleineren Dörfern) auf die Hochfläche pumpt, wo sich Kirche (Sumba ist zu zwei Dritteln eine christliche Insel), Schulen, Kaufläden und die meisten Häuser befinden. Von dieser Bauphase profitieren tausend Personen. Und der Brennstoff für diese

starken ‚Lorentz‘-Pumpen? Für André kein Problem: ca. 4 m über dem Erdboden ein etwa 40 qm großes Flachdach mit Solarzellen. Ergebnis: Wasser im Überfluß. An den Verteilerstellen stehen Kinder und Hausfrauen an, um ihre Kanister zu füllen. Die nächste Phase sieht vor, daß weitere tausend Personen durch Inbetriebnahme von acht bis zehn 5.000-Liter-Wassertanks und eine Verlegung von 7,5 km Wasserleitung in sieben benachbarte Dörfer keine Wasserprobleme mehr kennen. André braucht dazu 25.000 Euro, die er trotz Unterstützung durch Beziehungen in Frankreich nicht hat. Eine Reise in den weit trockeneren Nordwesten steht bevor, um auch dort mit einer ähnlichen Anlage die Wassernot zu beheben.

Die Kirche hat einen Oberkirchenrat nach Lamboya zu einer Unterredung mit André und den örtlichen Verwaltungsvertretern geschickt. Er war tief beeindruckt von dem, was André durch das ‚Opfer seines Lebens‘ geleistet hat und sprach auch im Namen der Bevölkerung seine Anerkennung und seinen Dank aus. Die Kirche verband sich mit André vertraglich, um durch gegenseitigen Beistand eine solche Wasserversorgung auch benachbarten Kreisen zukommen zu lassen. Dadurch werden weitere 30.000 Menschen von Wassernot befreit sein.²

Unsere Albgemeinden haben Grund, dankbar für die seit bald hundert Jahren reibungslos funktionierende Wasserversorgung zu sein. Viele Gewerbegebiete konnten angesiedelt werden, Wohlstand ist eingekehrt. Naheliegend als Zeichen dieser Dankbarkeit wäre eine finanzielle Hilfe für die unter Wassernot leidenden Gemeinden auf der Karsthochfläche der Insel Sumba.³ Ein erster Schritt, daß auch dort einmal der Wassernotstand der Vergangenheit angehört und Wohlstand einkehrt.“

Martin Baier, 1934 geboren, wuchs in Borneo als Missionarssohn auf und verbrachte die Jahre 1941-1947 mit seiner Mutter in Tokyo.⁴

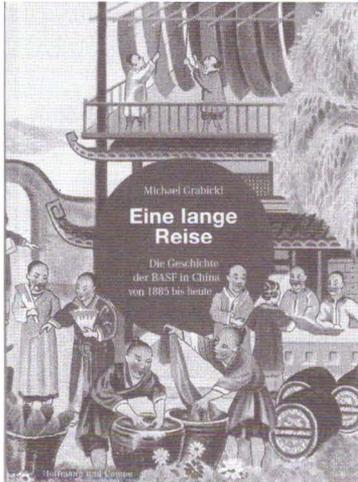
² Pfarrer i.R. Dr. Martin Baier möchte zwischen dem 31. Oktober und 27. November 2015 André Graffs Anlagen während einer Bali- und Sumba-Reise inspizieren, wobei André immer mit dabei sein wird. Interessenten können mitkommen und ihn begleiten (Preis etwa € 2.500,-); Kontakt: mh.baier@t-online.de.

³ Der FIA ist dankbar für Spenden für das Wasserprojekt auf Sumba. Bankverbindung: Volksbank Albstadt, IBAN: DE77 6539 0120 0030 1150 00, BIC: GENODES1EBL.

⁴ Über diese Zeit schrieb er das Buch (siehe StuDeO-INFO Juni 2014, S. 39): Tränen im Dschungel – Wiedersehen auf Trümmern. Augenzeugenberichte aus dunkler Zeit (1940-1947) aus Niederländisch-Indien, Britisch-Indien und Japan. Nürnberg: VTR (Verlag für Theologie und Religionswissenschaft) 2014. – € 14,80.

Neuerscheinungen

Grabicki, Michael: Eine lange Reise. Die Geschichte der BASF in China von 1885 bis heute. Hamburg: Hoffmann und Campe 2015, 401 S., reich teils farbig illustriert, Personenregister, ISBN 978-3-445-50362-3. – € 16,50 (StuDeO-Bibl. 3411).



Diese Publikation erscheint zum 150. Jubiläum der 1865 in Ludwigshafen gegründeten Badischen Anilin- & Sodafabrik (BASF). „20 Jahre nach der Gründung reiste ein Direktor namens Theodor Sproesser nach China. Seine Aufgabe war es, die Chinesen von den

Vorzügen unserer Farbstoffe zu überzeugen. [...] Seitdem hat sich in China fast alles geändert. Heute erzielt BASF in der Volksrepublik China, in Hongkong und Taiwan einen Umsatz von rund 5,5 Milliarden Euro und betreibt modernste Fabriken. Wir sind der größte ausländische Chemieinvestor und arbeiten eng mit lokalen Partnern, besonders der Sinopec, zusammen.“ (Vorwort, S. 8). Sproesser schloß damals mit zwei deutschen im Chinahandel tätigen Firmen Verträge ab: Mit A. Ehlers & Co. für den Vertrieb der BASF-Produkte in Nordchina (zuständig bis Ende der 1920er Jahre), den südchinesischen Raum sollte „Stolterfoht & Hagan“ abdecken. Die ersten 75, reich bebilderten Seiten beziehen sich auf diese Zeit bis 1945.

Liao Yiwu: Gott ist rot. Geschichten aus dem Untergrund – Verfolgte Christen in China. Frankfurt am Main: S. Fischer Verlag 2014 (Copyright 2011), 352 S., ISBN 978-3-10-04-044814-9. – € 21,90 (StuDeO-Bibl. 3414).

Liao Yiwu, Träger des Friedenspreises des Deutschen Buchhandels 2012, reiste für seine Reportagen in die entlegensten Bergdörfer, um dort Menschen zu treffen, die seit vielen Generationen und allen Widrigkeiten zum Trotz an ihrem christlichen Glauben festhalten (nach Verlagsangaben). Siehe auch Zuschrift von Erika Schödel S. 47.

Scheidl, Inge: Rolf Geyling (1884-1952). Der Architekt zwischen Kriegen und Kontinenten. Wien: Böhlau Verlag 2014, 288 S., 119 S/W- und 30 farbige Abb., ISBN 978-3-205-79585-8. – € 39,00 (StuDeO-Bibl. 3415).

Diese Biographie wird die Leser, die in Nordchina gelebt haben, besonders interessieren. Die aus Österreich stammende Familie Geyling war da-



mals in Tientsin/Tianjin zu Hause, die beiden Kinder besuchten die Deutsche Schule und waren später Mitglieder des StuDeO: Barbara (Mausi) verh. Seyfarth (1924-2004) und Franz Geyling (1926-2014). Über ihren Vater schreibt der Verlag: „Nach fünf Jahren [sibirischer] Gefangenschaft floh Rolf Geyling in Rußlands Nachbarland China, wo er als erfolgreicher Architekt [vor allem von Privathäusern] sowie Lehrer an der Kung Shan Universität tätig werden konnte, und als Vizehonorkonsul die Republik Österreich vertrat.“

Schirmer, Ralph: Never a Dull Moment. From Fukuoka 1936 and thereabouts to Cartersville 2014 and thereabouts... Selbstverlag Mai 2014, 344 S. Bezugsquellen: www.amazon.com/books, auch Kindle Version, und per Amazon überall (locally in Cartersville/USA, if in stock, call (001)-470-334-3404). – Paperback US\$ 14,39 und Taschenbuch € 12,40 (StuDeO-Bibl. 3413).

Interessante und unterhaltsame Lebenserinnerungen eines lebensbejahenden Ostasiendeutschen, der sich nie langweilte und beruflich weltweit unterwegs war. Ralph Schirmer verbrachte seine ersten Lebensjahre in Japan, wo schon seine Vorfahren lebten und er 1936 geboren wurde, und seine ersten Schuljahre bis 1947 auf der KWS in Shanghai. Der in Kobe beerdigte Alfred Schirmer (1872-1928) war sein Großvater, siehe S. 40.

Spindler, Sibylle: Die Ärztin von Tsingtau: Roman. Berlin: Aufbau Taschenbuch Verlag 2015, 490 S., ISBN 978-3-746-63092-2. – TB € 12,99, Kindle Edition € 9,99 (StuDeO-Bibl. 3416).

Eine Liebesgeschichte in den Wirren der chinesischen Revolution 1911. Die junge Marie reist von Berlin nach Tsingtau, um die neue Heimat ihres Vaters kennenzulernen, bevor sie eine Stelle als Ärztin antritt (nach Verlagsangaben).

Vermischtes

Leserbriefe

Auf die Sendung habe ich mich sozusagen „gestürzt“ und auch schon den Bericht über Onrust gelesen (StuDeO-INFO Juni 2014, S. 22-28). Wie unterschiedlich doch die Eindrücke sind von Menschen, die zur gleichen Zeit unter gleichen Bedingungen dort waren. Einmal das „Inselparadies“, ein andermal die „Hölle auf Erden“. Nun, das „Paradies“ ist die Erinnerung eines Kindes, die „Hölle“ das Erleben der Frauen dort. [...] Auch staune ich über die unterschiedliche Handhabung der Holländer. Mein Vater schreibt dazu: „Da wurde Freund zum Feind“, und das von einer Stunde zur anderen.

Christa Arning geb. Kaiser

Frau Arning gab 2013 mit ihrem Sohn Wilfried Arning unter dem Titel „Missionar Otto Wilhelm Kaiser, Sumatra 1931-1972“ (337 S.) Lebensläufe, Berichte und Briefe ihrer Eltern als Privatdruck heraus (StuDeO-Bibl. Nr. 3412). Die Dokumente stammen aus dem Archiv der Vereinigten Evangelischen Mission (VEM) in Wuppertal (Nachfolge der Rheinischen Missionsgesellschaft). Christa Arnings Vater, Wilhelm Kaiser, war 1931-1940 und 1957-1959 als Missionar auf Sumatra tätig, dazwischen lagen seine Internierung auf Sumatra und Britisch-Indien 1940-1946 und Heimatdienste. Zum Schicksal der Frauen und Kinder s. S. 26-31.

Eine vergangene Welt lebt auf. Mit anhaltender Neugier lese ich mich unsystematisch fest an den Artikeln des neuen StuDeO-Hefts und bin beeindruckt von der Sorgfalt der Recherche, von der Fülle an Ausgrabungen und von der Besonderheit der Einzelschicksale, die vor dem Hintergrund des

unruhigen Jahrhunderts dank der Archivarbeit bündig und gut erzählt auferstehen – nicht zuletzt das des Dr. Nelson und seiner Familie. Ganz herzlichen Dank für die interessante und anrührende Lektüre!

Birgit Böhnke

Das StuDeO-INFO Dezember 2014 war wirklich sehr interessant mit enorm vielen Berichten und Beschreibungen von unserem Leben in Ostasien. Es ist nur zu schade, daß meine Familie mütterlicherseits, die Familie Meyer, seit 1903 in Tsingtau, später Tientsin nie etwas über das Leben und ihre Erfahrungen dort erzählte oder Fotos hatte. Die Anmerkung in Fußnote 7, S. 24, kann ich bestätigen: Die „Alliierten“ wurden erst im Frühjahr 1943 interniert. Nicht betroffen waren die Franzosen, weil die Japaner sie als Vichy-Anhänger behandelten und deshalb verschonten. Desmond Power (geb. 1923),¹ der selbst ins Internierungslager Weihsien [heute Teil von Weifang, Prov. Shandong] mußte, stimmt mir zu und teilt im einzelnen mit: „Die Feinde Japans verließen Tientsin per Zug nach Weihsien im März 1943: 300 Amerikaner und 600 Engländer, Holländer, Belgier, Griechen und Norweger. Im September 1943 erfolgte ein Austausch zwischen den USA und Japan, wodurch

einige Amerikaner das Weihsien Prison Camp verlassen konnten. Vor der Internierung mußten alle Feinde Japans rote Armbinden tragen. Die Armbinden der Engländer trugen das chinesische Schriftzeichen ‚yīng‘ (yīngguó = England), die der Amerikaner das Zeichen ‚mēi‘ (mēiguó = Amerika).“

Viele der „Alliierten“ waren rechtzeitig davor ausgereist oder fuhren angeblich in den „Urlaub“.² So der Chef meines Vaters, der die Nichols Chinese Rugs in Tientsin und Shanghai besaß. Die Familie Nichols hatte nie Urlaub gemacht, aber im Sommer 1941 fuhr sie nach Hawaii, zusammen mit einem amerikanischen Angestellten. Wir waren zu der Zeit in Shanghai (vom Juli 1941 bis Januar 1942), da mein Vater, Walter Jess, die dortige Nichols-Fabrik leitete. Wir übernahmen die Etage auf der Ave. Petain von einem bei einer Tabak-Firma beschäftigten Amerikaner, der ebenfalls auf längeren Urlaub ging. Als die Japaner nach dem Angriff auf

¹ Publikationen von Desmond Power: Little Foreign Devil (Familiengeschichte, 1996) und unter dem Pseudonym Robin Maxwell die Romane Merry-Go-Round (Kindheit in Tientsin, 1990), Roque Manchu – Rogue Irish (2005), Gate of Good Omen – a Trilogy (2006), jeweils bei Pangli Imprint, West Vancouver, erschienen. (Die vier Bücher sind in der StuDeO-Bibliothek vorhanden).

² Eine Briefstelle von März 1941 bestätigt Adi Brunners Erinnerungen. Rolf Geyling beschreibt darin seiner Schwester in Wien die politische Lage jener Tage in Tientsin: „Du kannst Dir nicht vorstellen, in welcher Spannung hier alles lebt. Engländer und Amerikaner haben schon fast alle Frauen und Kinder weggesandt und die Männer sitzen auf dem Sprung. Man wartet förmlich auf die Explosion Amerika – Japan.“ Siehe Inge Scheidl: Rolf Geyling (1884-1952), S. 256, vorstehend unter Neuerscheinungen.

Pearl Harbor im Dezember 1941 Shanghai besetzten, schlossen sie die Nichols-Firma. Wir zogen

daraufhin erst nach Peking, um im Juli 1942 wieder ganz nach Tientsin zurückzukehren.

Adeline (Adi) Brunner geb. Jess

Die Frage von Herrn Bernd Lepach (StuDeO-INFO Dezember 2014, S. 45f.) läßt sich meines Wissens schnell beantworten. Das Kronprinzenpaar wollte ja nicht nur Japan besuchen, sondern natürlich auch Indien und Tsingtau etc. Das Paar war bis Colombo gekommen, da gab es in Asien wieder Pestalarm, ich glaube es war die Lungenpest, so daß das Paar (oder der Kaiser) beschloß, nach Deutschland zurückzukehren. In Tsingtau war man 1911 auch enttäuscht, denn man hatte ein großes Besuchs- und Besichtigungsprogramm entworfen und vorbereitet – alles umsonst.

Wilhelm Matzat

Richtig, die Pest wird der Grund für den Abbruch der Ostasienreise gewesen sein! Sie trat 1911 auch in Tsingtau und seinem Hinterland auf, eingeschleppt von Wanderarbeitern aus der Mandschurei in ihre Heimatprovinz Shandong. Meine Großeltern Rudolf und Jenny Sterz, die damals in der Bergwerkssiedlung Fangtse (Fangzi, heute Teil von Weifang) lebten, verbanden die Flucht vor der Seuche mit einer Reise nach Deutschland, um ihren Familien ihre erste, 1909 in Tsingtau geborene Tochter, Lilo, vorzustellen. – Siehe dazu auch S. 6, Fußnote 9.

Renate Jährling

Das StuDeO-Team dankt herzlich für die guten Wünsche zu Weihnachten und für das neue Kalenderjahr bzw. das Jahr der Ziege (oder des Schafes) und freut sich über die Anerkennung seiner Arbeit, die sich beispielsweise mit diesen Worten ausdrückte: „Jede Sendung ist ein Fest!“ (Heinrich

Jährling, Australien). – „Ihr ahnt nicht, wie ich die StuDeO-Hefte genieße. Diese Perfektion, eine Freude!“ (Almuth Mautner Markhof, Österreich). – „Vielen Dank für all die Mühe und Arbeit des ganzen Teams, die Hefte sind immer interessant!“ (Erika Seele-Clairiot, Frankreich).

Zuschriften

Irene Cowan geb. Stielow in England sandte untenstehendes Foto zu. Es zeigt die Schüler und Lehrer der deutschen Schule in Tsingtau, aufgenommen am 6. Juli 1915. Wilhelm Matzat gibt dazu folgende Erläuterung:



Am 31. Juli 1914 war das Schuljahr 1913/14 zu Ende gegangen. Die deutsche „Kaiserliche Gouvernements-Schule“ in Tsingtau, ein Reform-

Realprogymnasium, hatte in diesem Jahr 235 Schüler gehabt. Das nächste Schuljahr sollte am 6. September 1914 beginnen. Dazu ist es nicht mehr gekommen! Im August 1914 begann der Erste Weltkrieg und die meisten deutschen Frauen und

Kinder verließen daraufhin die Stadt, um den Gefahren zu entgehen, welche die zu erwartende Belagerung durch die Japaner bringen würde. Das Foto zeigt, daß offensichtlich nicht alle deutschen Frauen und Kinder im August 1914 Tsingtau verlassen haben. Rund 120 Schüler haben den Kampf um Tsingtau vor Ort miterlebt. Nachdem die Japaner Tsingtau am 7. November 1914 erobert hatten, sind weiterhin Deutsche abgewandert. Trotzdem wurde im Januar 1915 der Schulunterricht begonnen und das Foto bezeugt, daß am 6. Juli 1915 noch rund 60 Schüler in Tsingtau waren. Fast alle männlichen Lehrer waren irgendwie an der Verteidigung der Stadt beteiligt gewesen und wurden deshalb in die Kriegsgefangenschaft nach Japan gebracht. Nur der Direktor, Prof. Tuczeck, und die drei Lehrerinnen überstanden den Machtwechsel unbel-

ligt. Das Foto zeigt Prof. Tuczeck, rechts in weißer Jacke, und eine der Lehrerinnen ganz oben Mitte. Oben rechts ist Missionar C. Johannes Voskamp zu sehen (in schwarzer Jacke), er half beim Unterricht von Englisch.

Abschließend soll noch erwähnt werden, daß sich von Ende 1915 bis Frühjahr 1920 deutscherseits immerhin noch 180 Kinder (60 in der deutschen Schule, 120 im Holy Ghost Convent oder noch nicht schulpflichtige Kinder), 135 Frauen und 26 Männer in Tsingtau aufgehalten haben.

Wilhelm Matzat beantwortete auch die Frage nach jüdischen Schülern in der deutschen Schule in Tsingtau:¹ 1933 gab es in Tsingtau keine deutsch-jüdischen Familien mit Kindern. Erst 1938-1941 erreichte die deutsch-jüdische Flüchtlingswelle Shanghai. Nur dort konnten sich diese Migranten aufhalten, im International und French Settlement. Einigen wenigen ist es dann gelungen, von dort wegzukommen nach Tientsin, Peking, Tsingtau, Harbin u.a. In Tsingtau waren ca. 65 deutsche Juden. Ich habe aus den Tsingtauer Konsulatsakten eine genaue Liste dieser Leute, mit Geburtsdatum. Daraus ergibt sich auch das Alter der Kinder. Ich habe errechnet, daß neun jüdische Kinder im Alter von 6-15 Jahren die deutsche Schule theoretisch hätten besuchen können. Sie durften aber nicht. Sie besuchten bis 7. Dezember 1941 entweder die englische oder amerikanische Schule oder die Schule des Heilig-Geist-Klosters/Holy Ghost Convent (HGC), in der hauptsächlich Mädchen unterrichtet wurden, aber auch einige Jungen. Nach dem japanischen Angriff auf die USA in Pearl Harbor gab es keine amerikanische oder britische Schule mehr in Tsingtau. Japans Feinde hatten nun Hausarrest und wurden dann entweder in ihr Heimatland transportiert (per Austausch) oder in Weihsien interniert. Im HGC wurde den ganzen Krieg über unterrichtet, also auch nach der Kriegserklärung der USA an Japan und Deutschland. Es gab auch eine weiß-russische Schule, aber dort waren keine deutschen Kinder. Umgekehrt waren in der deutschen Schule ab 1924 mehrere russische Kinder.

Pfarrer Dr. Karl-Heinz Schell hat seine Gemeinde, die Evangelische Gemeinde Deutscher Sprache (EGDS) Peking nach sieben Jahren verlassen. Im Gottesdienst am 8. Februar 2015 und bei einem Empfang wurde er feierlich verabschiedet. Pfarrer Schell schrieb uns im Januar und im März:

¹ Vgl. Wilhelm Matzat: Kurzgefaßte Chronik der Deutschen Schule Tsingtau 1924-1946. Studien und Quellen zur Geschichte Schantung und Tsingtaus, Heft 5, Selbstverlag. Bonn (StuDeO-Bibliothek Nr. 1063).

Ich habe festgestellt, daß ich hier in China, speziell in Peking, mehr zu Hause bin, als ich dachte, und so fällt mir das Weggehen schwer.

Ich frage mich, woran es liegt, daß man – nach dem personellen und finanziellen Engagement zu urteilen – in der Kirche in Deutschland die Bedeutung Chinas relativ gering einschätzt. Liegt es daran, daß China so viele Jahrzehnte für kirchliche Kontakte aus dem Ausland geschlossen war? Tausende für die deutsche Wirtschaft Tätige halten sich in China auf, aber die Kirchenentsandten kann man an einer Hand abzählen.

Im Jahr 2030 rechnet man in China mit 250 Millionen chinesischen Christen. Die deutschen Kirchen stehen in der Gefahr, vieles zu verpassen: die Begleitung eines spannenden und einmaligen Prozesses und die Möglichkeit zum Aufbau einer partnerschaftlichen Zusammenarbeit mit der chinesischen Kirche. Und dies zu einer Zeit, in der sich die deutsch-chinesischen Beziehungen auf einem historischen Höhepunkt befinden, so Shi Ming De, Botschafter der VR China in Berlin.

Im Mai trete ich ein dreimonatiges Studiensemester zur Auswertung meines Einsatzes in China an. In diesem Zusammenhang denke ich auch an zukünftige Aufgaben in der Chinaarbeit. Vieles ist für mich vorstellbar, so z.B. die Gründung eines deutsch-chinesischen Begegnungszentrums. Im Bereich Forschung und Wissenschaft hat die Stiftung Mercator mit der Gründung von MERICS (Mercator Institute for China Studies) in Berlin im vergangenen Jahr ein richtungsweisendes Zeichen gesetzt. – Gerade unter den Mitgliedern von StuDeO gibt es viele, die mit einem reichen Erfahrungsschatz aus China zurückgekehrt sind. Sie, die China-Erfahrenen, mit neu nach China Ausreisenden zusammen zu bringen, und somit ihre Erfahrungen interaktiv zu sichern und als Saatgut in den deutsch-chinesischen Dialog einzubringen, könnte eine mögliche Aufgabe einer solchen Begegnungsstätte sein.

Erika Schödel geb. Rothe weist auf ein Buch hin, das sie beeindruckt hat: Ich lese zur Zeit „Gott ist rot“. Je weiter ich lese, desto furchtbarer sind die Lebensgeschichten der Interviewten. Unsere Zeit in Peking war ja (für uns Kinder) völlig sorglos. Was da alles im großen Land passierte, vor allem nach der „Befreiung“, ist unfäßlich. Wie grausam können Menschen zu Menschen sein! Aber auch die miserablen Lebensverhältnisse! Zu einigen kam dann der Trost des Glaubens, aber trotzdem ging es denen nicht besser, eher noch viel schlechter. Vielleicht sollte man einen kleinen Hinweis auf das Buch geben, es wird manchem das Auge und Herz öffnen [*gerne, Buchdaten S. 44*].

Allerlei

Japanische Impressionen

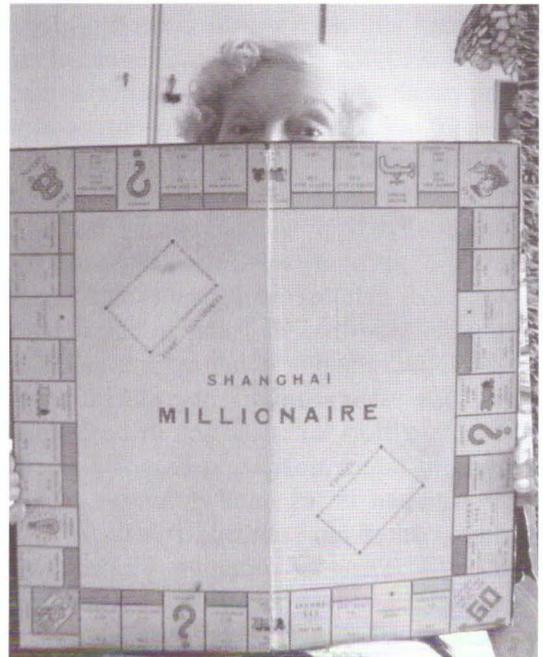
Zum 90. Geburtstag des Würzburger Malers und Zeichners Curd Lessig veranstaltete die Siebold-Gesellschaft im Frühjahr 2014 die Sonderausstellung „Japanische Impressionen“.

Die Arbeiten entstanden während einer Reise des Künstlers durch Japan im Jahr 1993. Begeistert von der japanischen Kultur konzentrierte er sich auf klassische Themen. Diese skizzierte er in der für ihn charakteristischen Manier auf meist kleinformatigen Blättern mit Kohle, Farbstiften, Tempera, in Aquarell- und Gouachetechnik. Ein Großteil der seinerzeit entstandenen Bilder wurde 2000 dem Siebold-Museum in Würzburg als Schenkung übereignet. Homepage: www.siebold-museum.de, Kontakt: sieboldgesellschaft@web.de

„Shanghai Millionaire“

Das weltweit verbreitete amerikanische Brettspiel „Monopoly“ ist in zahlreichen nationalen Versionen auf dem Markt. In China gab es das Spiel damals unter dem Namen „Shanghai Millionaire“, mit Straßennamen wie Nanking Road oder Avenue

Haig. Elise Hofmeister geb. Bahlmann besitzt noch ein Exemplar davon, wie das Foto zeigt.



Vereinsnachrichten

◆ Mitglieder

Herzlich begrüßen wir in unseren Reihen drei neue Mitglieder. Gegenwärtig beläuft sich die Zahl der Mitglieder auf 407. Hinzugekommen sind:

Gabriele Hanke (stellv. Mitglied für ihre Großtante Dagmar Albert geb. Lassen, Canada, die als Kind mit ihren Eltern in Tokyo, Yokohama und in Mukden lebte);

Nelly Ma (ehem. Chinesisch-Lektorin, Autorin, Tochter von Prof. Ma Tsie und Annemarie Ma);¹

Ralph Schirmer (geb. in Fukuoka, Kobe, 1941-1947 Shanghai), siehe Neuerscheinungen S. 44.

◆ Adressenänderung

Bitte geben Sie – per Adresse Renate Jähring – immer rasch bekannt, wenn sich Ihre Anschrift, Ihre Telefonnummer und/oder Ihre E-Mail-Adresse geändert haben.

¹ Nelly Ma publizierte z.B. gemeinsam mit Susanne Hornfeck einige Bücher über Traditionelle Chinesische Medizin (TCM) und Heilküche, mit chinesischen Lese- und kleinen Geschichten, jeweils bei dtv München (siehe StuDeO-Bibl. Nr. 1468, 2047, 2610, 2895, 3290). – Nachruf auf Nelly Mas Eltern siehe StuDeO-INFO Dezember 2009, S. 7f.

◆ Geldtransfer aus dem außereuropäischen Ausland

Leider werden zum Teil relativ hohe Bankspesen beim Geldtransfer zwischen dem Ausland und Europa verlangt. Wir bitten daher unsere Mitglieder im außereuropäischen Ausland, die Bankspesen sowohl des zahlenden als auch des empfangenden Landes mit zu berücksichtigen, damit StuDeO den vollen Mitgliedsbeitrag erhält. (Das folgende Beispiel zeigt, was sonst passiert: Eine kürzlich auf € 20,- ausgestellte Überweisung aus Canada wurde dem Vereinskonto nur mit € 8,- gutgeschrieben.)

Auch bitten wir Sie, Überweisungen und Schecks unbedingt in Euro auszustellen und – bei Überweisungen wichtig – die Bankspesen beider Länder zu übernehmen. Bedenken Sie, daß die Gebühren für einen Euro-Scheck nur 99 Cent, für einen US\$-Scheck dagegen 15 € betragen!

Da die Bankspesen bis zu einem höheren Wert unabhängig vom Einzahlungsbetrag sind, empfiehlt es sich, mehrere Jahresbeiträge auf einmal zu überweisen. Oder, eine andere Möglichkeit: Sie bitten Verwandte oder Freunde, die ein Euro-Konto haben, die Überweisungen für Sie von ihrem Konto zu tätigen.

◆ Archiv, Bibliothek und Fotothek

Wieder sind erfreulich wertvolle Zeitdokumente – Bücher, Manuskripte und Fotoalben – ins Archiv gelangt. StuDeO dankt allen Spendern für das gezeigte Vertrauen und für die damit verbundene Unterstützung der Vereinsziele. Besonders bemerkenswert sind zwei umfangreiche Sammlungen: Günter Bühler übergab dem StuDeO eine Sammlung von weiteren Unterlagen aus Sarangan/Ostjava, wo zwischen 1943 und 1949 deutsche Frauen und Kinder mit wenigen Männern in schweren Zeiten überlebten.²



Der Schulchor mit Dirigent Dietrich Schmidt zur Feier des ersten Spatenstichs zur neuen deutschen Schule Tokyo-Omori, 27. Januar 1967

Lilo Schmidt übersandte drei große Pakete mit gut gekennzeichneten Dokumenten aus der Zeit, die sie mit ihrem Mann Dietrich Schmidt in Japan verbrachte. Das Ehepaar wirkte 1956-1960 und



Lilo Schmidt in der neuen Schule Tokyo-Omori Ende 1967

1964-1971 als Volks- und Mittelschullehrer an der Deutschen Schule in Tokyo-Omori, entsandt vom Auswärtigen Amt (bei ihrem zweiten Aufenthalt wurde Lilo Schmidt als Ortskraft angestellt). Ihr Mann übernahm den gesamten Musikunterricht als „Lehrer und Kantor“ – wie seine Vorfahren – und gründete 1956 den Kirchenchor der Kreuzkirche in Tokyo/Gotanda. Nach Schmidts Rückkehr nach Deutschland 1971 entstand unter seiner Leitung der „Heimatchor der Tokyo-Kantorei“, der sich bis heute einmal jährlich zu Pfingsten auf der Eberburg bei Bad Kreuznach trifft.

Die Pakete enthalten Schulberichte und Fotoalben mit sorgfältig beschrifteten Schwarzweißfotos aus dem Schul-, Gemeinde- und Kirchenleben. Eine wertvolle Rarität stellen fünfzehn Notenhefte mit Kompositionen von Karl Vogt dar (1878-1960),

der seit 1903 als Patentanwalt in Yokohama lebte.³ Die Ehepaare Schmidt und Vogt waren befreundet.



Dietrich Schmidt (1925-2012)

Im StuDeO-Archiv befinden sich bereits mehrere Artikel von Dietrich Schmidt zu diesen Themen: Heimatchor, Evangelische Gemeinde Deutscher Sprache Tokyo-Yokohama, deren Präsident Dietrich Schmidt für viele Jahre war, Kriegsgefangenenlager Bando und Sozialstiftung „Ai no Izumi“ (Quelle der Liebe), dem Waisenkinder- und Pflegeheim in Kazo, das die schwäbische Kindergärtnerin Gertrud Kuecklich (1897-1976), seit 1922 in Japan tätig, 1945 gründete.⁴

◆ Übergabe von Archivmaterial an die Bayerische Staatsbibliothek (Stabi)

Zum vierten Mal wurden Originalmanuskripte (diesmal fast 700) aus dem StuDeO-Archiv an die Handschriftenabteilung der Bayerischen Staatsbibliothek München gemäß Vertrag vom 16. Juli 2013, 2. Fassung, übergeben (Signatur Ana 708). Damit sind jetzt 2.100 katalogisierte Manuskripte zzgl. des Nachlasses von Curt Rothkegel in der Stabi einsehbar. Der Katalog liegt der Stabi vor und kann in digitaler Form auch bei der Archivarin Renate Jährling beantragt werden.

Die Vorbereitungs- und Abschlußarbeiten für die Übergabe haben _____ (Vorstandsmitglied 2001-2013) und die von der letzten Mitgliederversammlung als Gast bekannte Anni Kieltsch in Gemeinschaftsarbeit bewerkstelligt. Dazu gehört auch die vorherige Erstellung einer Kopiensammlung für das Vereinshaus in Kreuth.



*Geschafft! 36 weitere Behälter mit Material für die Stabi. *** und Anni Kieltsch, April 2015*

² Vgl. StuDeO-INFO Dezember 2014, S. 32-35.

³ Vgl. StuDeO-INFO September und Dezember 2002.

⁴ Vgl. StuDeO-INFO April 1998.

◆ Redaktionsteam

Nach dem Tod von Ernst Dietrich (Dieter) Eckhardt liegen die Redaktionsaufgaben bis auf weiteres in den Händen von Renate Jährling.

Für das Redigieren wurde das StuDeO-Mitglied Martina Bölck (Hamburg) hinzugezogen. Die Germanistin und Autorin war von 2003 bis 2008 DAAD-Lektorin in Peking. Über diese Zeit veröffentlichte sie das Buch „Wie überall und nirgendwo sonst. Fünf Jahre China.“ (Münster, 2010). Sie schreibt u.a. Artikel und hält Vorträge über chinaspezifische und andere Themen (www.marbol.de). Gemeinsam mit Renate Jährling übernimmt sie die sprachlich-

stilistische Kontrolle der Texte und achtet auf die Plausibilität des Inhalts. Die Druckfassung der StuDeO-INFOs erstellt weiterhin R. Jährling, foto-technisch unterstützt von



Martina Bölck

Die Hefte druckt seit 2006 zuverlässig die Firma „Schalk – Werbung und Druck“ in Olching und der Versand geschieht nach wie vor in Eichenau in nachbarschaftlicher Zusammenarbeit mit Anni und Georg Kieltch. Allen Mitwirkenden wird herzlich gedankt.

Inhalt

Basisinformation zu StuDeO	2
Jerzy Czajewski: Einige Skizzen über die Deutschen in Harbin und in der Mandschurei/Manchukuo, 1. Teil	3
Hermann Gipperich – Stationen eines Diplomaten in China 4. Teil: Hongkong von 1933 bis 1938	8
Gottfried Weiß: Als Lehrer an die Deutsche Schule Peking. Die Anreise mit der Bahn von Dairen nach Peking im Februar 1938	15
Martina Bölck: „Heimweh hab‘ ich nie gehabt.“ Edith Günther und ihre Zeit in China 1938 bis 1950	21
Martha Becker: Unser Leben auf Sumatra ab 10. Mai 1940 bis zur Rückführung nach Deutschland im Juni 1947	26
*** Der Chinesische Pavillon der Internationalen Hygiene-Ausstellung 1911 in Dresden lebt	31
Christian Boden: Walter Hermann Refardt – ein Leben in Japan	35
Robert Telschig: Vierzig Jahre Freundschaft zwischen Naruto und Lüneburg	37
Renate Jährling: Impressionen von der Japanrundreise mit der Lüneburger Delegation	39
Miriam Voge: Mein Campusleben in Tokyo	41
Martin Baier: Auf der indonesischen Insel Sumba leiden Hunderttausende unter Wassermangel	42
Neuerscheinungen	44
Vermischtes: Leserbriefe – Zuschriften – Allerlei	45
Vereinsnachrichten	48

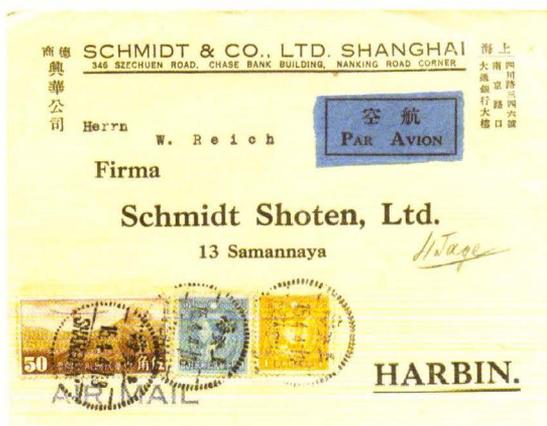
Skizzen über Harbin (siehe S. 3-7)



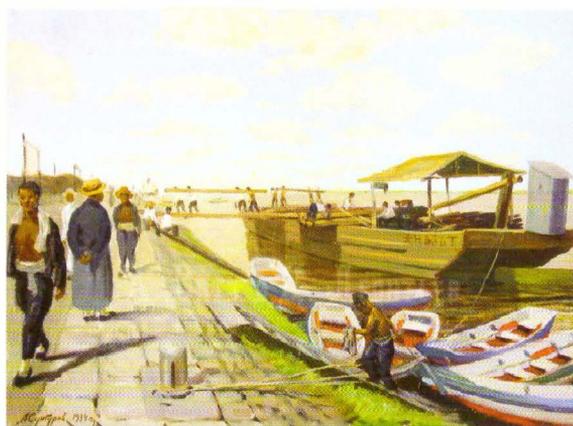
Kitaiskaja Straße, rechts Filiale der Siemens-Schuckert Werke



Orthodoxe Kirche (mit Siemens-Schuckert Straßenbahn)



Die Filialen der 1896 in Japan gegründeten deutschen Firma Schmidt Shoten hießen in China Schmidt & Co., um 1935

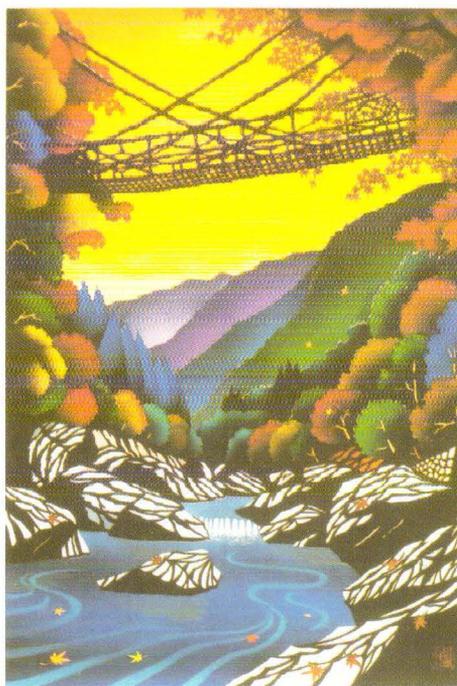


Am Fluß Sungari in Harbin
Maler: Antonin Sungurov (geb. 1894, 1920-1934 Harbin)

Lüneburger Delegation in Naruto (siehe S. 37f.)



Lageplan des Lagers Bando (1917-1920) bei Naruto



Rankenbrücke Kazurabashi (15 m hoch, 50 m lang)
Scherenschnitt von H. Kawabe (Postkarte)

<p>StuDeO „Ostasien-Runden“ Hamburg 2015</p> <p>Sonnabend, 24. Oktober um 12.00 Uhr im</p> <p>Restaurant „Ni Hao“ Wandsbeker Zollstraße 25-29</p> <p>Anmeldung jeweils bis spätestens eine Woche vorher bei:</p> <p>Gisela Meyer-Schmelzer _____</p>	<p>StuDeO-Runde Leonberg 2015</p> <p>Samstag, 12. September um 13.00 Uhr im</p> <p>Restaurant „Golden Town“ Leonbergerstr. 97</p> <p>Anmeldung bitte richten an:</p> <p>Carl Friedrich _____</p>	<p>StuDeO-Runden München 2015</p> <p>Samstag, 7. November um 12 Uhr im</p> <p>Restaurant „Mandarin“ Lederer Str. 21 nahe Marienplatz</p> <p>Anmeldung bitte richten an: Marianne Jährling _____</p> <p>Renate Jährling _____</p>
--	--	--

Machen Sie Urlaub im Wolfgang Müller – Haus

Das Wolfgang Müller-Haus des StuDeO, das Pfarrer Müller bis zu seinem Tod bewohnte, steht in der kleinen Gemeinde Kreuth inmitten herrlicher Berge. Eine Vielzahl von Wegen lädt ringsum zum Wandern ein. Für Sportive bieten hohe Berge und steile Gipfel Anreize. In unmittelbarer Nähe, nur ein paar Autominuten entfernt, liegt der Tegernsee und hinter der nahen Grenze zu Österreich der Achensee.

Das eher kleine Haus war für zwei Personen konzipiert und besitzt zwei Einbettzimmer, ein großes Wohn/Eßzimmer, eine Küche mit Geschirrspülmaschine, ein Badezimmer mit Badewanne und Waschmaschine sowie eine Gästetoilette. Es ist vollständig eingerichtet mit allem – außer TV –, was man zum Leben braucht. Für weitere Gäste stehen Klappbetten und Matratzen bereit. Gäste, die mit dem Auto anreisen, werden gebeten, Bettwäsche mitzubringen. Mit der Bahn Anreisende können die vorhandene Wäsche benutzen. Handtücher etc. sind selbstverständlich vorhanden.

Die Anreise per Bahn erfolgt von München Hbf nach Ort Tegernsee; von da bis nach Kreuth (ca. 8 km) verkehren Bus oder Taxi. Die Bushaltestelle in Kreuth befindet sich an der Hauptstraße, von da bis zum Haus läuft man etwa zehn Minuten leicht bergauf.

Anweisungen für die Benutzung des Hauses sommers wie winters und was beim Verlassen zu beachten ist, liegen aus. Die Schlußreinigung übernehmen die abreisenden Gäste selbst, d.h. sie hinterlassen das Haus so, wie sie es vorgefunden haben.

Unkostenbeitrag pro Tag bei bis zu 4 Personen pauschal 25,00 € (für StuDeO-Mitglieder), sonst 30,00 €; ab 5 Personen pauschal 30,00 bzw. 35,00 €.

Für eine bequeme Anmeldung bei der Kurverwaltung liegen die Erhebungsbögen im Haus aus und können so schon vorab ausgefüllt werden. (Bitte nicht versäumen, die Kurtaxe zu entrichten!)

Anfragen und Anmeldungen richte man bitte an Dr. Ursula Fassnacht (Adresse S. 2).



Blick vom Garten auf das Haus



Auf dem Weg nach Kreuth